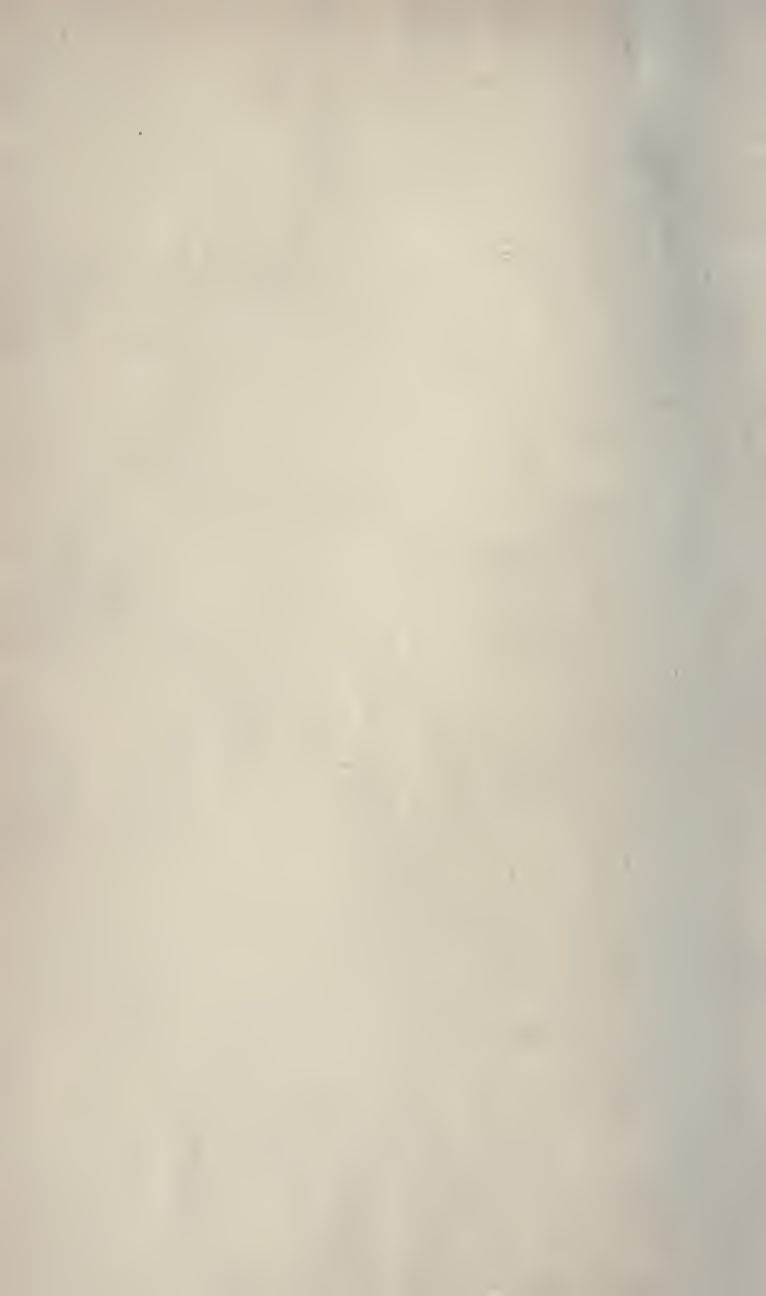








Neue Novellen.



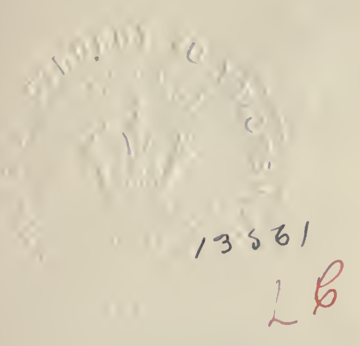
Neue Novellen

von

Ernst von Wildenbruch.

Sechste Auflage.

Berlin, 1889.
Verlag von Freund & Jeckel.
(Carl Freund).



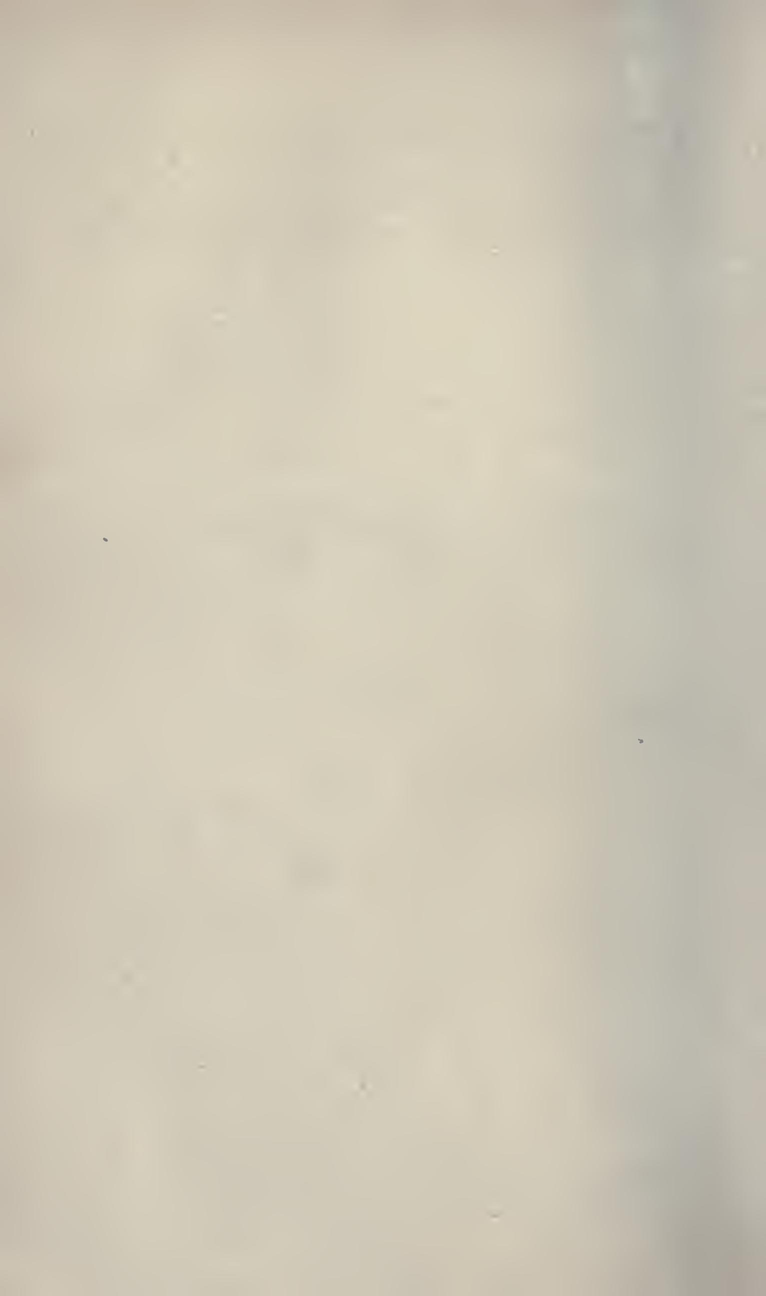
Inhalt.



Das Riechbüchschen.

Eine Geschichte aus alter märkischer Zeit.







An einem Winterabende war es, als ich mich im Kreise einer befreundeten Familie befand. Der Abend war einer von jenen, an denen die Menschen sich aufgelegt fühlen, sich mit alten Geschichten zu unterhalten, und so kam es, daß meine Wirthe aus dem Familienschranke ein Stück hervorholten, das auf sonderbare Weise in ihre Hände gelangt war und nun wie eine Art von Reliquie aufbewahrt wurde.

Es war ein kleines silbernes Gefäß von alterthümlicher, aber geschmackvoller Arbeit, am oberen Knopfe mit einem Ringe versehen, der darauf hindeutete, daß es vor Zeiten an dem Gürtel oder Täschchen einer Frau getragen sein mochte, von außen mit altmodischen, in das Silber eingegrabenen Bildchen geschmückt, die dem Ganzen ein phantastisches Aussehen gaben, das noch vermehrt ward durch einzelne, unregelmäßig darüber hinlaufende Risse, die offenbar nicht von der Hand des Künstlers herrührten.

Als ich am oberen Knopfe drehte, klappte das kleine

Gefäß auf und ich sah, daß ich ein Büchschen vor mir hatte, wie man sie einst zur Aufbewahrung von Narden und duftigem Gewürzkraut verfertigte, ein sogenanntes Riechbüchschen.

Vor wenigen Jahren war dasselbe tief im Walde zwischen Wrietzen und Freienwalde, bedeckt von Moos und Steinen, aufgefunden worden, Niemand wußte, wie und durch wen es dahingekommen war.

Wie nun aber dies Stückchen alter Zeit in meinen Händen lag, war es mir, als stiege wieder ein süßer Duft aus dem Büchschen herauf, der mich in die Zeiten zurückversetzte, in denen die Menschen noch lebten und fühlten, die sich einst an seinem Dufte erquickt hatten, deren Leiden und Freuden es vielleicht, wie ein stummer Zeuge, begleitet hatte, und aus dem Schleier der Vergessenheit, den die Zeit, jene milde und doch zugleich grausame Macht, über alle Qualen und Freuden der vergangenen Geschlechter webt, traten diese Menschen mir lebendig entgegen, ließen mich noch einmal in ihre Herzen blicken, und so erfuhr ich von ihnen die Geschichte des alten Riechbüchschens.

Kurfürst Joachim der Erste, den man wegen seiner eifrigen Strenge auch Nestor benannte, war vor nicht langer Zeit gestorben und ihm war in der Mark sein Sohn Joachim der Zweite, den man wegen seiner jugendlich männlichen Herrlichkeit auch Hektor nannte, gefolgt.

Das Sprüchwort, daß der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, hatte sich bei diesen beiden Herren nicht bestätigt; denn war der Vater finster, zurückgezogen, kalt und abweisend gewesen, so war der Sohn leutselig,

offen, freundlich und freigebig; war jener ein grimmig fanatischer Katholik, so war der Sohn der protestantischen Lehre zugeneigt, die er freilich zur Zeit noch nicht umfaßt hatte, wie seine Mutter und sein schneller handelnder Bruder Hans von Cüstrin.

War also für jetzt der Herr selbst auch noch Katholik, so wuchs doch an seinem Hofe von Tage zu Tage die Schaar der Protestanten, deren kein Hinderniß mehr im Wege stand, wie zu Lebzeiten des alten finstern Nestor, der noch auf dem Todtenbette durch einen eisernen Schwur seine Söhne an den alten Glauben zu schmieden versucht hatte.

Es versteht sich aber, daß es aus der Zeit dieses Herrn auch noch eine beträchtliche Zahl alter Katholiken gab, die finster auf die neuen Dinge und voll Grimm auf das neue, junge Protestantengeschlecht sahen, das sie zu verdrängen begann, denn damals war der Glaube der Menschen der Inbegriff all' ihres Gefühls und Seelenlebens, und Geister, die sich darin nicht fanden, die platzten eben, wie Herr Martinus sagte, auf einander, und da die Menschen damals derb waren in ihrem Fühlen und Thun, so gab es dann leicht Beulen, vielleicht auch tiefe Wunden.

Der prachtliebenden Kurfürst Joachim hatte soeben in der Gegend von Freienwalde ein glänzendes mehrtägiges Jagdfest gegeben.

Es war am letzten Tage desselben, als zwei junge Ritter des Hofes, halb ermüdet von der eben vollendeten Jagd, neben einander her durch den Wald geritten kamen. Der eine von ihnen war ein junger Graf Schelia, der vor Kurzem erst aus Franken an

den brandenburgischen Hof gekommen war und dessen mißmuthigem Gesichte man es ansah, daß er über den märkischen Haiden noch wenig sein schönes Heimathsland vergessen hatte. An einer Stelle, wo eine Quelle murmelnd aus dem Dickicht hervorrann, hielten die beiden Reiter an und stiegen ab; sie führten ihre Pferde an das klare Wasser, daß sie ihren Durst löschten, banden sie an einen Baum in der Nähe und lagerten sich dann selbst in das weiche Moos, indem sie die Augen träumerisch durch die Baumwipfel emporschweifen ließen. Im Augenblicke aber, als Schelia den Kopf niederlegen wollte, fühlte er sich durch einen Gegenstand, den er für einen Stein halten mußte, unsanft berührt.

Er griff mit der Hand danach, ihn fortzuräumen, rief aber im nämlichen Augenblicke: „Was habe ich denn da?" und hielt einen silberglänzenden Gegenstand empor. „Sieh nur her," rief er dem Begleiter zu, der langsam den Kopf zu ihm herumdrehte, und nun zeigte er ihm ein zierlich gearbeitetes silbernes Büchschen, dessen Oberfläche seltsam mit eingegrabenen Zeichen und Figuren verziert war. Der Freund nahm es ihm aus der Hand, und indem er es stillschweigend beobachtete, drehte er halb zufällig an dem oberen Knopfe des Büchschens, worauf dieses plötzlich aufklappte und einen berauschenden Duft von sich gab, der von mehreren Stückchen Riechkrautes, die in dem Gefäße enthalten waren, ausströmte.

„Meiner Seele," rief Schelia, „das ist ein Stück von einem Damengürtel! Wie kommt das in diese Wildniß?" Und während noch Beide ihre Gedanken

über den seltsamen Fund austauschten, erschien am Ende des Waldweges die Gestalt eines alten Mannes, dessen Kleidung ihn als Diener eines vornehmen Herrn verrieth und der, sein Pferd am Zügel führend, die Blicke auf den Boden geheftet, dahinging, gerade so, als wenn er mit aller Emsigkeit nach etwas Verlorenem suchte. Als er die beiden Ritter und das silberne Büchschen in ihrer Hand gewahrte, ward er aufmerksam, trat näher und sagte zu dem Grafen Schelia, der eben wieder kopfschüttelnd dasselbe betrachtete:

„Mit Verlaub, gnädiger Herr, laßt mich sehen, was Ihr da habt;" und als Jener es ihm mit ausgestrecktem Arme vor die Augen hielt, ohne daß er die Hand davon gelassen hätte, rief er ganz erfreut: „Wirklich, es ist's, bitte, gebt mir das Büchschen, Herr; ich weiß, wem es gehört!"

„Ho, alter Fuchs!" erwiderte Schelia lachend, die Trauben sollen Euch sauer bleiben, bis Ihr uns hübsch berichtet, wer Der oder wer Die ist, der dies Büchschen gehört und die es hier an unwirthlicher Stelle verlor."

Der Alte schwieg, und man sah es seinem mürrischen Gesichte an, wie ungelegen ihm die Frage kam; er sah die beiden Ritter nach einander an; Schelia's Begleiter schien ihm weniger fremd, als dieser, er näherte sich demselben, während sein Mund und sein Gesicht so zuckten, daß man es ihm anmerkte, welch' ein Kampf in ihm vorging, ob er reden solle oder nicht.

Der Begleiter Schelia's, dem das nicht entging, machte ihm Muth, zu reden, und hielt ihm, da er sah, daß der Alte leise sein wollte, das Ohr hin, in welches dieser nun einige für Schelia unverständliche Worte

hineinflüsterte. Während er aber sprach, nahmen die Züge des Freundes den Ausdruck überraschten Erstaunens an, und als der Alte wieder zurücktrat, sagte er zu Schelia: „Ei, Freund, hier bietet sich Dir ein Abenteuer so seltsamer und vielleicht so bedenklicher Art, daß ich nicht weiß, ob ich Dir nicht rathen soll, dem Alten das Büchschen zurückzugeben und nicht weiter danach zu fragen.“

„Nun, das nenn' ich einen ritterlichen Rath!“ rief Schelia mit spöttischem Gelächter; „nenne mir wenigstens das furchtbare Abenteuer, das Dich so in Schrecken versetzt, daß Du dem Schelia davon abzurathen wagen darfst!“

Der Andere zuckte bei dieser Prahlerei halb ärgerlich die Achseln, aber weil er älter und vernünftiger war und überlegte, daß jugendlicher Muth sich beinahe immer etwas prahlerisch äußert, auch wenn es echter Muth ist, so überhörte er es und begann so:

„Dies Büchschen gehört also wirklich, wie wir vermutheten, einer Dame, und zwar einer jungen und schönen.“

„Ei!“ fiel ihm Schelia ein. —

„Ja ei,“ versetzte der Andere, „höre nur erst zu Ende: Diese Dame ist aber Niemand anders, als die Tochter des alten, als halbtoll bekannten Herrn von Sparr, des Jägermeisters weiland Kurfürsten Joachim's des Ersten, genannt Nestor.“

„Nun, und weiter?“ fragte Schelia, als sein Freund schwieg und ihn prüfend ansah.

„Hast Du denn nie von dem alten Sparr gehört?“

fragte dieser, „von dem, den man allgemein nur den tollen, närrischen Sparr nennt?"

„Nein, nie," versetzte Schelia; „was sollten wir im schönen Franken wohl viel nach Euren märkischen Maulwürfen fragen?"

„Besagter Herr von Sparr," fuhr der Andere fort, „ist nämlich bekannt als der größte Menschenhasser, den je die Erde trug; und war er es schon zu weiland Nestors Zeit, so ist er nun zu Hektors Zeit zum völligen Menschenfresser geworden. Das einzige Wesen, an dem er das Bedürfniß, zu lieben, befriedigt, ist seine Tochter, eben die Besitzerin dieses Büchschens. Ganz nah' von hier, bei Lichterfelde, hat der alte Murrkopf sich und seiner Tochter ein Schlößchen gebaut, das nur er und sie und ein alter Graubart bewohnen dürfen —"

„Welch' Letzteren," rief Schelia, „wir hier leibhaftig vor uns sehen?"

„Freilich," entgegnete der Freund; „nun soll es aber nicht nur schwer, sondern geradezu mit Leibes- und Lebensgefahr verbunden sein für Jeden, der es unternimmt, die Behausung des alten Sparr zu betreten. — Darum, Freund Schelia, rathe ich Dir," fiel dieser spottend ein, „Dein theures Leben nicht in so große Gefahr zu begeben —"

„Der Herr hat recht," sagte der Alte mit rauhem Tone; „darum bitte ich noch einmal, gebt mir das Büchschen zurück und laßt mich gehen."

„Nun und nimmer!" rief Schelia; „ich selbst will nicht ruhen, bis ich das Kleinod dem Fräulein von Sparr in die zierlichen Hände gedrückt habe. Geht

nur heim, Alter, ich bin vielleicht früher zur Stelle, als Ihr selbst."

Der Alte stand noch einen Augenblick unschlüssig, dann wandte er sich kurz um und sagte mit zornigem Tone: „Daß Ihr es nicht einmal bereuen mögt!" Er bestieg sein Pferd und ritt eilend in der Richtung zurück, in der er gekommen war.

„Also willst Du dennoch?" fragte der Begleiter den Grafen Schelia, als der Alte sich entfernt hatte.

„Ei," entgegnete dieser, „Du hast auch gerade den rechten Weg eingeschlagen, um mich von meinem Abenteuer abzubringen! Bei allen Heiligen, die im Kalender der Papisten stehen, ich will hin zu der schönen Sparr und ihr in's Gesichtchen sehen und ihr das Büchschen in die Hand drücken! Mag doch der Alte ein Wehrwolf sein, der alle Nächte den Mond anheult, das soll mich nicht abhalten! Die Töchter bärbeißiger Alten sind oft die allerschönsten! Ja wohl, wir haben Erfahrung!"

Darauf banden Beide ihre Pferde los, und während Schelia's Begleiter zum Hofe des Kurfürsten zurückkehrte, machte Jener sich auf den Weg nach des alten Sparr's Hause. Ein breiter Graben trennte die Behausung des alten Menschenfeindes von der übrigen Welt; hinter dem Graben befand sich die hohe steinerne Mauer des Gartens, die auch dem begehrlichsten Auge den Einblick verwehrte.

An der Zugbrücke, die den einzigen Zugang zum Gartenthore bildete, scharrte des Grafen Schelia Pferd; er stieg ab und zog an einem Glockendraht, der zur Seite herabhing. Von dem laut und dumpf erschallen-

den Tone der Glocke gerufen, näherten sich von innen Schritte der Pforte und jener Alte aus dem Walde öffnete ihm schweigend das Thor.

Schelia wollte ihn halb zutraulich begrüßen, aber der Alte verbeugte sich stumm und kalt und sah ihn mit einem so gleichgültig fremden Gesicht an, als sähe er ihn zum ersten Male in seinem Leben.

„Nun?“ rief Schelia, „ist das gnädige Fräulein zu sprechen?“

Der Alte zuckte schweigend die Achseln.

„Ei, Du alter Murrkopf,“ sagte Schelia lachend, „so werde ich sie mir selber suchen müssen.“ Und damit wollte er dem Alten die Zügel des Pferdes zuwerfen; dieser aber, sich bei jedem Worte mit einer beinahe höhnischen Höflichkeit verneigend, sagte:

„In des gnädigen Herrn von Sparr Stalle darf kein fremdes Pferd untergestellt werden.“

„So nimm's und führe es herum, bis ich zurückkomme,“ rief ihm Schelia donnernd zu.

Der Alte nahm auch wirklich sogleich die Zügel über den Arm und führte das Pferd in den Garten hinein, hinter Schelia her, der nun mit erhobenem Haupte in die langen, von hohen Baumwänden beschatteten Gänge des Gartens eintrat. Er war noch nicht weit gegangen, als es ihm schien, als sähe er hinter einer Hecke einen Kopf erscheinen, der zu ihm herüberblickte und ebenso schnell wieder verschwand.

Mit schneller Berechnung schlug er sich in den Gang, der zur Seite ablag, und nach wenigen Schritten schon sah er in einem auf diesen einmündenden dunkelschattigen Wege die schlanke Gestalt eines Mädchens

in dunkler Kleidung, die bei seinem Anblicke wie festgebannt am Boden stehen blieb und ihn, starr die Augen auf ihn gerichtet, näher kommen ließ.

Ein Blick auf diese Erscheinung genügte, um ihn nicht länger zweifeln zu lassen, daß er vor der Tochter des seltsamen Hauses, vor dem edlen Fräulein von Sparr, stand. Er lüftete das Barett und trat mit seinem Gruße näher, während sie regungslos stehen blieb und die großen Augen wie in sprachlosem Staunen auf ihm ruhen ließ, ohne im Geringsten seinen Gruß zu erwidern. Schelia, der unter diesem wunderbaren Blicke seine Sicherheit beinahe schwinden fühlte, zog nun sogleich das Büchschen hervor, und indem er es ihr überreichte, sagte er:

„Wollet mir den Schreck verzeihen, den Euch offenbar mein plötzliches Eindringen verursacht; hier dies Büchschen, das Ihr draußen im Wald verloret und das ich wiederfand, möge Euch Alles erklären.“

Sie nahm das Büchschen entgegen, während ihre Augen noch immer auf ihm ruhten; dann sagte sie, indem sie wie ein Kind lächelte: „Woher wußtet Ihr denn aber, daß es gerade mir gehörte?“

„Euer alter Diener verrieth es mir,“ versetzte Schelia.

„Der hat es Euch gesagt?“ rief sie mit heller Stimme.

„Gern freilich that er es nicht,“ antwortete Schelia, „auch sah er das Büchschen nur unwillig in meinen Händen.“

„Das will ich wohl glauben!“ sagte sie wieder mit jenem kindlich unschuldigen Lachen; „aber wisset Ihr

denn auch, wo Ihr seid?" fuhr sie, plötzlich ganz ernst werdend und im Tone des Schreckens fort.

„Im Hause des Herrn von Sparr, wie ich denke," versetzte Schelia lächelnd.

„Freilich doch," rief sie; „aber um des Himmels willen, wenn mein Vater käme und Euch hier fände!"

Schelia mußte unwillkürlich lachen, denn es klang, als wäre das Mädchen eine verzauberte, unter dem Banne eines bösen Zauberers stehende Prinzessin, als sie von ihrem Vater sprach; aber der Blick ihrer Augen bei diesen Worten war so angstvoll, daß ihm selbst ganz ernst zu Muthe ward.

„Geht, mein Herr," sagte sie flehend, „bitte, geht, daß er Euch ja nicht hier finde!" Und dabei schlug sie, an seiner Seite hingehend, den Weg nach der Gartenpforte ein und Schelia sah den Augenblick nahe, wo sein Abenteuer ein allzu schnelles Ende erreicht haben würde. „Ach," sagte sie, während sie gingen, „nun habe ich Euch aber in meiner Angst gar nicht einmal gedankt, daß Ihr mir das Büchschen wiedergebracht habt; nun, ich danke Euch recht von Herzen dafür, es liegt mir viel daran." Dabei reichte sie ihm die Hand, wie eine Schwester dem Bruder, und Schelia konnte nicht anders, als sie ihr treuherzig wieder zu schütteln, denn ein unnennbares Gefühl sagte ihm, daß es hier nicht angebracht gewesen wäre, höfische Sitte zu zeigen und die dargebotene Hand zu küssen. Das Mädchen blieb plötzlich stehen und sagte: „Wie heißt denn der Herr eigentlich?"

Schelia nannte ihr seinen Namen.

„So seid Ihr auch gewiß vom Hofe?" fuhr sie fort.

„Ja,“ sagte Schelia, „aber ich bin vor Kurzem erst hierhergekommen, aus Franken her, wo meine Heimath ist.“

„So weit kommt Ihr her?“ rief sie, indem sie die Hände zusammenschlug. „Ei, da ist es wohl schöner in Eurer Heimath, als bei uns? nicht wahr?“

Schelia erzählte ihr nun von seiner schönen Heimath, und unvermerkt, wie er die strahlenden Augen des Mädchens sah, die mit unschuldiger Neugier auf ihn, den weitgereisten Mann, blickten, tauchten ihm die alten Stätten, wo er in der Sonne der Mutterliebe aufgewachsen war, lebendiger als je zuvor in seiner Seele auf, daß er davon erzählte, so schön und blühend, wie nie zuvor. „Ach mein Gott,“ sagte das Mädchen, als er innehielt, „wie schön muß das sein, einmal so in die weite Welt hinaus sehen zu können! wie wundervoll muß sie sein; denn seht, Euer Land muß ja schon herrlich und lieblich sein, und doch hörte ich immer, daß, je weiter man nach Süden zu kommt, die Erde immer schöner und schöner wird. Glaubt Ihr das auch wohl?“

„Das ist gewißlich wahr,“ sagte Schelia, der sich zum ersten Male in seinem Leben als Lehrmeister empfand und ganz ernsthaft in seiner neuen Würde fühlte. „Aber Ihr, mein Fräulein, seid wohl noch nicht weit hinaus gewesen in der Welt?“

„Ich?“ sagte sie lachend; „ach, mich läßt der Vater ja nicht über den Garten hinaus; kaum daß ich einmal mit ihm ein wenig spazieren reiten darf.“

„O wie dauert Ihr mich!“ entgegnete Schelia; „da führt Ihr freilich ein trauriges Leben.“

„Ja, aber der Vater will es ja so," sagte sie und sah ihn ganz erstaunt an, als verstände sie ihn nicht; „so muß es doch am besten für mich sein?"

„Freilich wohl," sagte Schelia verlegen; „aber ich meine nur —"

In diesem Augenblicke ließen sich aus der Ferne die Huftritte eines Rosses vernehmen, das geraden Wegs auf das Gartenthor zugeschritten kam. Das Mädchen blieb einen Augenblick horchend stehen, sah Schelia leichenblaß an und vermochte nichts weiter zu sagen, als: „Der Vater!"

Schelia wollte sie beruhigen und sagte: „Laßt doch, ich will ihm entgegengehen; ich habe ja nichts Böses gethan."

Sie aber rief: „Ihr kennt ihn nicht!" Und indem sie plötzlich mit Heftigkeit seinen Arm ergriff, sagte sie leise stammelnd: „Wißt Ihr denn auch, daß es Euer Tod sein könnte, wenn er Euch hier bei mir träfe?"

Schelia erschrak, denn diese Worte waren im Ernste gesprochen, das hörte man ihnen an.

„Kommt," sagte das Mädchen plötzlich entschlossen, „es kann nun nicht anders sein;" zugleich drehte sie rasch um und ging geraden Wegs auf das Haus mit ihm zu, indem sie immer noch seinen Arm festhielt, was sie in ihrer Erregung gar nicht bemerkte. Sie führte ihn, der beinahe willenlos folgte, darauf durch die alterthümlichen Zimmer des Schlosses, mehrere Treppen hinauf bis in ein Kämmerchen, das durch seine Einrichtung verrieth, daß es eines Mädchens Zimmer war.

„Hier," sagte sie, „müßt Ihr bleiben, Herr; es ist mein eignes Zimmer, da geht der Vater nicht hinein,

sonst durchsucht er das ganze Haus; habt Geduld, so wird sich vielleicht Alles gut machen." Dann schloß sie die Thür und ließ ihn allein.

„Mein Abenteuer," dachte Schelia, „läßt sich ja gut an: sieh da, allein in eines Mädchens Zimmer!" Dennoch wunderte er sich beinahe über sich selbst, daß er durchaus nicht lachen konnte, sondern im Gegentheil, mit einem beinahe ehrfürchtigen Gefühle setzte er sich auf einen der Stühle und besah die Einrichtung, mit der seine seltsame Wirthin ihr kleines Gemach ausgestattet hatte.

Unterdessen war der alte Herr von Sparr in den Garten getreten, und da er nicht, wie gewöhnlich, seine Tochter im Garten fand, ging er schnurstracks auf das Haus zu. Als er den Saal im Erdgeschosse betrat, kam ihm die Tochter, die eben den jungen Schelia in Sicherheit gebracht, von oben entgegen und grüßte ihn mit dem gewohnten Gruße.

Der Alte sah ihr von unten mit den glühenden, mißtrauischen Augen entgegen, schlug, statt allen Grußes, einmal kurz mit der Hand durch die Luft und sagte: „Nun, Tochter?" Dann begann er, wie er dies jeden Tag that, die sämmtlichen Gemächer des Erdgeschosses auf das Sorgfältigste zu untersuchen. Die Tochter sah ihm schweigend zu; zum ersten Male in ihrem Leben erschien ihr das Thun des Vaters unheimlich, zum ersten Male sah sie, wie schrecklich der Blick aus seinen weit hervortretenden Augen war. Es war im August und ein heißer Tag, so daß das Gesicht des Alten in der Anstrengung dunkelroth zu glühen begann; als er daher die Treppe betrat, um nun die oberen Stockwerke in

gleicher Weise abzusuchen, wie das unterste, hing sich die Tochter an seinen Arm und bat ihn, heute sich die Mühe des Suchens zu ersparen. „Ja doch!" gab der Alte in knurrendem Tone zur Antwort, „daß mir die Hunde, die nach meinem Glücke und Leben stehen, das Dach oben anzünden, wenn ich unten faulenze? Fort!" Mit diesen Worten drängte er die Tochter unsanft genug zur Seite und bestieg die ersten Stufen der steinernen Treppe. Kaum aber war er deren etwa fünf gestiegen, als er zu straucheln begann, auf den ausgetretenen Steinen ausglitt und mit schwer dröhnendem Falle bis an den Fuß der Treppe hinabstürzte. Die Tochter stieß einen gellenden Hülferuf aus, ächzend und stöhnend lag der Alte am Boden und versuchte vergebens, sich aufzurichten; plötzlich legte er die Hand ans Bein, streckte sich lang hintenüber auf die Steinplatten des Fußbodens und sprach mit tonloser Stimme in die Luft: „Entzwei." Das Mädchen schob die Hände unter den Oberleib des Vaters und versuchte, ihn aufzurichten; er machte nur eine ungeduldige Bewegung mit der Hand und sagte ebenso wie vorher: „Ruf' Martin!" Im Fluge war das arme Kind durch den Garten hin und kam mit dem Alten, den wir schon früher kennen lernten, zurück. Der alte Martin umfaßte, ohne ein Wort zu sagen, ohne daß eine Miene seines Gesichts zuckte, den Leib seines Herrn, hob ihn ein wenig auf und legte ihn ebenso wieder nieder, er war ihm zu schwer, er konnte ihn nicht tragen.

Mit einem Gesichte, bleich wie Schnee, die Hände in stummem Jammer gerungen, stand das Mädchen neben dem Alten, der wieder lang ausgestreckt auf dem

Rücken lag und vor sich hin emporstierte, regungslos und wie ein Mensch, der sogleich erkannt hat, daß aus dem Unheil, das ihn betroffen, kein Ausweg mehr ist und der aller Hoffnung entsagt. Denn die einzige Möglichkeit, den Alten vom Flecke zu bewegen, wäre gewesen, wenn man einen Bauern aus der Gegend herbeigerufen hätte; man hätte aber für alles Gold der Erde keinen vermocht, den Fuß in das Haus zu setzen, da der alte Sparr ringsum im Rufe stand, ein Hexenmeister zu sein, dessen Haus zu betreten mehr als Tollheit gewesen wäre.

Eine todtenstille Viertelstunde verging, während welcher der alte Mann dort am Boden wohl Zeit hatte, zu erkennen, daß, wer die Menschen in guten Stunden von sich weist, sie in bösen Stunden, die doch für Jeden einmal kommen, auch nicht an sich ziehen kann, und wenn er es mit Haken und Ketten versuchte. Als nun das Mädchen gar keine Hülfe aus dieser schrecklichen Lage sah, kniete sie nieder, während ihre Brust in innerem Kampfe zu wogen begann, näherte ihren Mund dem Ohre des Alten und flüsterte: „Vater!" Der Alte wandte den Kopf zu ihr hin. „Vater," sagte sie und sie faltete die Hände vor der Brust, als wollte sie sich durch diese fromme Geberde gegen mögliche äußerste Gefahr waffnen, „es ist Einer da — der Euch tragen könnte." Der Alte wandte langsam den Kopf zu ihr herum und sah sie an; sie schloß die Augen, aber es war ihr, wie wenn man die geschlossenen Augen auf ein Feuer richtet, das unmittelbar vor uns lodert, dessen Gluth durch die Augenlider hindurchbrennt.

Als sie die schwere Hand des Vaters fühlte, die

sich auf ihre Schulter legte, öffnete sie langsam und bange die Augen, die denen des Vaters nicht mehr begegneten, denn er hatte den Kopf wieder nach oben gewendet, ins Leere starrend, wie vorher, nur daß der erst so steinerne Mund seltsam wie in stummen Worten zuckte. Dann that er die Lippen auf und sagte mit dumpfer Stimme: „Ruf' ihn!" Wie ein Sturmwind flog das Mädchen die Treppe hinauf, bis zu ihrer Kammer, an deren Thür, als sie sie aufriß, Schelia ihr bleich und verstört entgegentrat. Er hatte den dumpfen Schall beim Sturze des Alten, den Hülferuf des Mädchens, dann die Stille gehört, die nach solchen Unglück verkündenden Geräuschen eintritt und schlimmer ist, als der Schreckensschrei selbst, und dunkle, schreckensvolle Vermuthungen zogen durch sein Haupt.

Das Mädchen, ohne zu erschrecken, daß sie dem Fremden so nahe gegenüber stand, sah ihn mit den schönen großen, von der tiefen Seelenangst doppelt weit geöffneten Augen flehend an, faßte mit ihren beiden Händen die Rechte des Jüngling und sagte mit gepreßter Stimme: „Um Gottes und der Heiligen willen, kommt herunter und helft meinem Vater!"

Es war gewiß nicht der Augenblick, an verliebte Spiele zu denken, auch war Schelia's Herz viel zu bieder und wahrhaft warm, jetzt an Anderes zu denken, als an des verlassenen Mädchens Noth, aber dennoch zuckte es ihm durch's Herz, als er ihre Hände so fest in der seinigen fühlte, eine augenblickliche Röthe flammte über sein Gesicht und einen Augenblick ruhten seine Augen auf den Zügen des Mädchens; im nächsten

Moment stand er neben ihr auf der Schwelle und sagte fest und entschlossen:

„Führt mich zu Eurem Herrn Vater; so Gott will, helfe ich ihm!“

Als Schelia, von dem Fräulein geführt, die Treppe hinabstieg, wandte der alte Sparr die Augen auf ihn, ein Paar schreckliche Augen. Schelia war ein beherzter, ritterlicher Mann, aber vor der Fülle von Grimm und Haß, die aus diesen Augen wie ein breiter Feuerstrom auf ihn zufloß, erbebte sein Herz, denn er glaubte wirklich nicht anders, als daß es wahr sei, was die Leute munkelten, daß der alte Sparr ein finsterer, verderblicher Zauberer und Hexenmeister sei.

Dennoch verneigte sich Schelia grüßend vor dem alten Manne und sagte bescheiden:

„Laßt mich Euch nachher erklären, edler Herr, wie ich in Euer Haus gekommen, und laßt mich zuerst wissen, wie ich Euch helfen kann.“

Der Alte gab ihm keine Antwort, aber die Tochter trat dicht zu ihm heran und flüsterte ihm zu, was dem Vater geschehen sei und daß man von ihm hoffe, er würde ihn hinauftragen können bis in den ersten Stock, wo das Bett des Vaters stände.

Schelia erwog die Schwere des Körpers, den er tragen sollte, und neigte halb zustimmend, halb bedenklich das Haupt. Da sah er wieder des Mädchens große Augen angstvoll bittend auf sich gerichtet und plötzlich überkam ihn eine wunderbare Freudigkeit, ein Gefühl, als gelte es, eine heilige und unendlich süße Pflicht zu erfüllen, und indem er vorsichtig beide Hände um den Oberleib des alten Sparr legte, der ihn laut-

los gewähren ließ, hob er ihn mit jugendlich gewaltigen Kräften empor und trug ihn, vorsichtig von Stufe zu Stufe steigend und jeden Schritt voraus mit den Augen prüfend, die Treppe hinauf bis in den weiten gewölbten Saal, wo in einem Erker das Lager für den Verletzten bereit stand. Vorsichtig, wie er ihn aufgehoben hatte, legte er den schweren Körper nieder, und als er sich nun zurückbog und sich aufrichtete, sah man es der arbeitenden Brust an, wie gewaltig die Anstrengung gewesen war.

Mit geschlossenen Augen, bleichen Angesichts lag der Herr auf seinem Bette, während der alte Martin daran ging, an dem gebrochenen Beine seine Heilkünste zu erproben, denen das Fräulein in stummer Aufmerksamkeit folgte.

Schelia hatte sich in die eine tiefe Fensternische des Erkers zurückgezogen, und während er den großen öden Saal mit den Blicken überflog und die seltsame Gruppe vor ihm und das schöne bleiche Mädchen, die Bewohnerin dieser finsteren Behausung, betrachtete, stiegen nie gekannte, dunkle Gefühle in ihm auf und begannen in räthselhaften Schwingungen seine Seele zu durchwogen. Plötzlich, als er aus seinen Gedanken aufsah, stand das Mädchen dicht bei ihm; er sah, wie in ihrem Gesichte ein Entschluß kämpfte, dann streckte sie ihm, ohne ein Wort zu sagen, die Hand hin. Es war nur Dank, was diese Bewegung hervorrief; Schelia fühlte es wohl, aber als er diesmal die schlanke Hand ergriff, drückte er sie an die Lippen. Sein Antlitz färbte sich mit purpurner Gluth und länger als das erste Mal ruhten seine Augen in denen des Mädchens, aber mit

einem so treuherzigen Blicke, daß das Mädchen nicht erschrak, sondern ebenso lange in die jungen blauen Sterne hineinschaute, die ihr wirklich wie himmlische Tröster und Helfer in der Noth erschienen. So hätte es für einen Dritten, der mit lebendigeren Augen, als der alte versteinerte Martin sie besaß, gesehen hätte, wie die Beiden standen, Hand in Hand und staunend vor sich selbst, ein schönes, bedeutungsvolles Bild sein müssen, wie am Lager, auf dem ein altes haßverzehrtes Herz den letzten Augenblicken entgegenschlug, in zwei jungen Herzen sich von Neuem die göttliche Leben und Welt erhaltende Kraft zu regen begann, die in ewigem himmlischem Kampfe mit den finsteren Gewalten des Hasses immer und immer siegreich daraus hervorgeht. Nun hatte der alte Sparr die Augen wieder geöffnet, er regte sich auf seinem Bette und sprach mit halblauter Stimme zu seiner Tochter, die sogleich zu ihm getreten war:

„Wie ist jener Mann hereingekommen?"

Sie mochte ihm wohl nicht schnell genug Antwort gegeben haben, denn mit lauterer Stimme, die ganz den rauhen Klang der gesunden Tage hatte, sagte er:

„Was sucht dieser Mann bei Dir, Gertrud?"

Gertrud, daß sie so hieß, hatte nun auch Schelia gehört, erzählte dem Vater darauf halblaut, daß sie das Riechbüchschen verloren hatte und daß Schelia es ihr zurückgebracht habe und so in das Haus gekommen sei. Als sie geendet hatte, hob der Alte die rechte Hand empor und sagte mit feierlich drohendem Tone:

„Tochter! so hast Du das theure Kleinod, das ich Dir als Erbstück Deiner Mutter einst mit höchstem Ernste

empfahl, schlecht bewahrt, da Du es verlorst! Tochter, ich sage Dir, wer ein Kleinod verliert, bei dem sind auch andere, heiligere Kleinodien schlecht bewahrt! Hüte Dich, Jungfrau!"

Starr vor Staunen hörte Schelia diese seltsamen Worte des Greises, der nun langsam wieder zu ihm hinüberblickte und ihn zu sich heranwinkte.

Mit einem durchbohrenden, prüfenden Blicke sah er den Jüngling lange Zeit ohne Laut an, dann begann er langsam und feierlich, wie zu seiner Tochter, zu ihm:

„Daß Ihr zu mir gekommen seid in mein Haus, das danke ich Euch nicht, fremder Herr; doch ich will nicht, wenn ich zur Grube fahre, daß man hinter mir herschreie: Seht, er war auch undankbar, wie das ganze Menschenvolk es ist — ja, das ganze Menschenvolk!" brüllte er plötzlich, wüthend die Faust ballend und schüttelnd. „Denn ich weiß, daß nichts so giftig das Herz zerfrißt, wie der verdammte Undank der Menschen! Darum sage ich Euch Dank, denn Ihr habt meiner Tochter ein werthes Kleinod wiedergebracht, das sie in thörichtem Leichtsinn verlor. Auch mir habt Ihr Euch hülfreich erwiesen, darum will ich, daß Ihr von mir erbittet, was ich Euch zum Danke dafür geben könnte."

„So bitte ich, Herr," sagte Schelia, „daß Ihr mir vergönnen wollet, wiederzukommen und zu fragen, wie es Euch ergeht."

Der Alte wandte die Augen von ihm ab, und als hätte er ihn nicht gehört, sagte er:

„Ich habe ein schönes, altes Schwert, eines Ritters wohl würdig; wollt Ihr das von mir haben?"

„Ich bitte Euch, antwortete Schelia bescheiden, aber fest, „gestattet mir, wiederzukommen.“

Wieder trat ein augenblickliches Schweigen ein, dann sagte der alte Sparr mit einer Stimme, die grollend aus der tiefsten Brust hervorkam.

„Glaubt Ihr, ich wüßte nicht, warum Ihr wiederkommen wollt? Meinetwegen etwa? O ich kenne Euch — Alle, Alle!“ und dann ging sein Sprechen in ein unverständliches Murmeln über, so daß man nur an den zuckenden Lippen, die ein böses, höhnisches Lächeln umspielte, wahrnahm, daß er noch sprach. Aber es mochte ihm wohl in dem Augenblicke das Gedächtniß an jene Minuten wiederkehren, da der junge Schelia ihn in seinen Armen die Treppe hinaufgetragen hatte, es mochte wohl das eigenthümliche, wohlthuende Gefühl sich wieder in ihm regen, das er empfunden hatte, als die starken jungen Arme so sorgsam sich um ihn schlangen, wie es nur die Arme dessen können, der dem Hülfsbedürftigen mehr entgegenbringt, als die allgemeine Menschenliebe; plötzlich rollten seine Augen von dem jungen Manne zu seiner Tochter und von ihr zu Jenem zurück, die Beide mit niedergeschlagenen Blicken dastanden, und von einem Gefühl getrieben, das seinem Herzen selbst unverständlich scheinen mußte, faßte er des Grafen Schelia Hand, um sie eben so schnell wieder fahren zu lassen, und sagte kurz:

„Kommt morgen wieder!“

Schelia verbeugte sich stumm und wandte sich, nachdem er ehrerbietig auch das Fräulein gegrüßt, zum Gehen. Die Nacht war mittlerweile eingebrochen, darum

sagte der Alte, als er sah, wie Schelia sich in die Dunkelheit hinein entfernen wollte, zu seiner Tochter:

„Leuchte ihm.“

Am obersten Absatze der Treppe, die in den Flur führte, aus welchem man dann unmittelbar in den Garten trat, blieb Gertrud stehen, während Schelia hinunterstieg. Im Flur angelangt, wandte er sich noch einmal zurück, ihr Lebewohl zu sagen; er sah sie an das holzgeschnitzte Treppengeländer angelehnt stehen, in der Rechten, die sie hoch aufgehoben hatte, die Leuchte emporhaltend, daß sie den Flur und jeden Schritt, den er bis in den Garten zu thun hatte, mit ihrem Lichte erhellte. Unwillkürlich blieb er einen Augenblick stehen und sah zu dem Mädchen hinauf, welches ihm wie ein Cherub des Himmels erschien, der seinen Pfaden leuchtete; er wollte ihr „gute Nacht“ zurufen, aber sein Mund blieb stumm und er vermochte nichts, als die Hand auf das Herz zu legen und sie mit einer tiefen Neigung des Hauptes in stummer Huldigung zu grüßen, dann trat er in den nachtdunklen Garten, wo Martin ihm das Pferd vorführte. Während er aber durch die Nacht langsam dahinritt, trat immer wieder leuchtend und deutlich das wunderbare Bild vor seine Seele, das er soeben gesehen: er sah die schlanke Gestalt des Mädchens im dunklen Kleide, wie sie das Licht hoch über den lieblichen, sanft herabgeneigten Kopf emporhob, und es war ihm, als blickten die schönen ernsten Augen kraft eignen warmen Lichtes durch die Schatten der Nacht zu ihm herüber.

Es war noch früh am nächsten Morgen, als der

Graf Schelia durch den Garten hereinritt, in dem der Thau in dicken blitzenden Tropfen lag und die Vögel in tausend zwitschernden Stimmen den Ueberschwall von Lebenslust austönten, durch den sie des Menschen Herz zur neuen Lebenslust erwecken. Sobald er sich dem Schlosse näherte, hob er die Augen auf und suchte an allen Fenstern, und fand endlich, daß Jemand dort oben seiner wartete.

An einem Fenster des ersten Stocks tauchte ein Gesicht auf, um gleich darauf zu verschwinden, es war Gertrud von Sparr. Nur eine Sekunde lang hatte Schelia sie gesehen, kaum mit ganzem Gesichte hatte sie über die Fensterbrüstung hinübergeblickt, und dennoch reichte dieses Theilchen eines Augenblicks hin, um des jungen Schelia Brust in ein Meer von hoffnungstrahlender Glückseligkeit zu verwandeln.

Als Schelia in den Saal trat, sah er den Alten auf dem Bette liegen, starr wie am Tage zuvor, doch waren die Züge des Gesichts tiefer eingefallen und ebenso die Augen. Gertrud machte sich am Bette des Vaters zu schaffen, ihre Wangen waren mit glühender Röthe übergossen. Mit tiefem Gruße verneigte sich Schelia vor dem Kranken, dessen Augen auf ihm ruhten, als wundere er sich, daß ihm, dem finstern Menschenhasser, in letzter Stunde ein Mensch nahe getreten war, den er nicht hassen konnte; denn unvermerkt hatte Schelia's treuherziges Wesen sein Herz, oder das, was von seinem Herzen noch übrig geblieben war, angezogen mit der wunderbaren Gewalt, die ein guter Mensch auf den andern Menschen übt. Nachdem Schelia den Alten gegrüßt hatte, verneigte er sich vor

der Tochter, die seinen Gruß erwiderte, ohne die Augen zu ihm zu erheben. Wieder flogen einen Augenblick lang die Augen des alten Sparr von einem der jungen Leute zum andern und verriethen, als sie zurückkehrten, daß sie wußten, was da vor sich ging.

Mit einer hastigen Handbewegung wies der Herr von Sparr dem Gaste einen Stuhl neben seinem Bette an, sich darauf zu setzen, dann winkte er seiner Tochter, daß sie hinter ihn trat und ihm den Kopf höher legte durch ein Kissen, das sie darunter schob; dann lag er wieder ein Weilchen stumm da, während die rechte Hand, imdem sie sich ballte und öffnete und auf und ab bewegte, verkündete, daß er mit sich rang, ob er von Dingen reden sollte, von denen er lange nicht, vielleicht nie gesprochen, und von denen zu reden es doch jeden Menschen einmal, namentlich in solcher Stunde drängt.

„Hört," sagte er endlich, „Ihr seid vom Hofe des neuen Kurfürsten; ich weiß wohl, Ihr habt auch von mir reden gehört, ich weiß wohl, dies und das von dem alten Zauberer und Hexenmeister, dem bösen alten Sparr! Nun sitzt Ihr vor mir und seht mich und betrachtet mich, so wie die jungen Leute die alten ansehen, und meint, so wie ich nun vor Euch liege, alt und verdorrt, aller Welt verhaßt, voll Haß gegen alle Welt, so sei ich immerdar gewesen. Denn der junge Mensch, in dem die Anlage der Geburt allein erst mächtig ist, kann es anders nicht denken, als daß der Alte gerade so aus Gottes Hand und aus der Mutter Schooß gestiegen sei, wie er ihm nun erscheint, denn der junge Mensch weiß nichts von dem, was den Andern zum

alten gemacht hat, von dem schweren, schweren Leben, das mit tausend grimmen Erfahrungen an dem Menschen formt und ätzt, bis Alles anders geworden, als es zu Anfang war. Darum steht Ihr vor dem Alter wie ein Unerfahrener vor dem Werke des Künstlers, der auch meint, so wie es nun fertig dasteht, sei es aus des Meisters Kopf gesprungen, der die Stunden nicht sah, da es langsam, Zug auf Zug, unter Qualen des Erzeugers heranwuchs. Denn auch der Mensch, müßt Ihr wissen, junger Mann, ist gerade solch ein Kunstwerk, und zwei gewaltige Bildner stehen immerdar mit Hammer und Meißel und schaffen unablässig an seiner Seele: das ist die Zeit und das Schicksal. Die Zeit, seht Ihr wohl, führt einen stumpfen, schweren Meißel und gräbt unmerklich langsam Linie nach Linie in die Seele hinein, so langsam, daß man das Bild erst sieht, wenn es fertig geworden und sich im runzligen Antlitz widerspiegelt. Das Schicksal dagegen führt den gewaltigen Hammer, den hebt es nur zu Zeiten, dann aber reißt es seine großen Striche in eben so vielen Wundenmalen in die Seele hinein, und dessen Züge sind bald kenntlich. Nun will ich Euch denn von mir sagen, daß ich Beides, den Meißel und den Hammer, wohl an mir erfahren habe, denn ich habe das Leben wohl kennen gelernt, das schlimme Leben, ich habe nicht viel Gutes gesehen in diesem Leben, ich habe nicht viel Gutes erfahren am Menschen! Ich sage Euch und Ihr sollt mir glauben: die Menschen sind schlecht und böse und elend!“ Der Alte rief dies mit dröhnender Stimme, die rechte Hand drohend und feierlich erhoben, die glühenden Augen in's Leere gerichtet, als sähe er

auf viele dunkle, schreckliche Dinge zurück, die er vor Zeiten mit leiblichen Augen geschaut hatte. Schelia's junges Herz fühlte sich wie vom Hauche des Todes berührt und sein Blick ging hülfesuchend zu Der hinüber, die, gleichen Alters wie er, seinem Herzen entsprechender fühlen mochte, als der furchtbare Greis.

Gertrud hatte das Haupt geneigt und saß, in sich versunken, am Lager des Vaters. „Nur einen Menschen," fuhr der Alte fort, „habe ich in diesem Leben gesehen, der ein Mann war, wie ihn mein Herz sich wünschte: das war mein seliger, gnädiger Herr und Kurfürst Joachim. Doch weil er streng war und gerecht und die Gerechtigkeit höher achtete, als das blöde Blut der Menschen, so haben sie ihn gehaßt und geflohen, daß er einsam ward, einsam wie sein treuer Diener, der alte Sparr!"

Plötzlich faßte der Alte des Jünglings Hand mit eisernem Griffe, seine Augen bohrten sich vernichtend in die seinen und zischend kamen die Worte aus den zusammengebissenen Zähnen hervor:

„Als ich aber sah, wie seine eigene Gattin, die ihm Treue und Gehorsam vor Gottes Antlitz gelobt hatte, untreu wurde, weil das Gift der verfluchten neuen lutherischen Lehre ihre Seele benagt hatte, als ich es vernahm, daß sie heimlich zur Nacht ihren Herrn und Gatten verlassen hatte, um die alte Gotteslehre umzutauschen für die neue, als ich's mit Augen sah, wie sein edles Herz zerriß in jener Stunde, um bis zur letzten Stunde nicht wieder zu heilen, da schwur ich mir's mit heiligem Eide, meine Tochter, mein von Gott mir verliehenes Heiligthum, zu wahren vor solch unerhörtem Frevel. Darum schloß ich sie hier ein in dieses

einsame Haus, daß sie mir rein bliebe vor der bösen neuen Lehre, die heutigen Tags wie ein brüllender Löwe in den märkischen Landen umgeht und die Seelen der Menschen verschlingt; mag sie fern sein von den Menschen, hier ist sie nahe bei Gott, denn der wohnt nicht da draußen bei den verderbten Menschen!“

Waren es nur die finsteren Worte des Greises, oder war es noch etwas Anderes, was Schelia's Inneres so tief erregte, daß sein Antlitz leichenblaß geworden war? daß er mit einem scheuen, fragenden Blicke zu der Geliebten hinüberschaute? Der Alte, erschöpft zurückgesunken, hatte die linke Hand auf das Haupt der Tochter gelegt, die knieend an seinem Lager hingesunken war, und er erschien dem Jünglinge wie Elias, der furchtbare Prophet, da er die Baalspriester mit eigener Hand geschlachtet hatte und dieselbe Hand auf des Knaben Elisa Haupt legte, des einzigen menschlichen Wesens, das seiner Seele nahe stand.

In diesem Augenblicke trat der alte Martin in das Zimmer, ging mit leisem, aber schnellem Schritte bis zum Bette des alten Sparr bei Schelia vorüber, mit einem Ausdrucke des Gesichts, als sei nur er und sein Herr in der Stube, bog sich bis zum Ohre des Letzteren herab und begann mit häßlicher Geschäftigkeit einen längeren Bericht hineinzuflüstern. Es mußte wohl eine böse Kunde sein, denn des alten Sparr Augen nahmen mehr und mehr einen schrecklichen Ausdruck an. Als Martin geendet hatte, rang der Alte einen Augenblick nach Athem, dann erhob er die Hand wie zu feierlichem Eidschwur und rief:

„Und ob er jetzt auch mein Herr und Kurfürst ist,

so strafe ihn Gott und verfluche ihn und vertilge ihn für seine schändliche Absicht! Höre, Tochter, und auch Ihr, Graf Schelia, hört es, was jener treue Mann mir berichtet: daß Kurfürst Joachim, uneingedenk des Schwurs, den er seinem sterbenden Vater abgelegt, die heilige alte Lehre nicht zu verlassen, nun seinem Eide untreu zu werden gedenkt und gleich der Mutter thun und sich der neuen Lehre zuwenden will!"

Schelia hatte am Hofe Joachim's schon vielfach von dessen Absicht, den lutherischen Glauben anzunehmen, gehört, so daß ihn diese Nachricht wenig in Erstaunen versetzte.

Der Alte bemerkte es und sagte:

„Euch scheint das wenig zu erstaunen, junger Mann? War Euch die böse Absicht Eures Herrn bekannt?"

„Ja," sagte Schelia; „man sprach bei Hofe seit Längerem davon."

„Ha, dieser Hof!" schrie der Alte; doch plötzlich unterbrach er sich, richtete den Oberleib mit ungeheurer Anstrengung starr aufrecht, und indem seine Augen, die roth mit Blut unterliefen, sich fürchterlich stierend auf Schelia richteten, sprach er in rauhem Tone: „Auch Ihr lebt ja an diesem Hofe, Graf Schelia! Wie steht es mit Euch? Seid auch Ihr etwa schon ein Lutheraner?"

Wie das Krachen des einschlagenden Blitzes dennoch schrecklich tönt, auch wenn das Ohr durch manche voraufgehende Donnerschläge gewarnt war, so schlug dies Wort in Schelia's Ohr und Seele. Aber ohne einen Augenblick zu zaudern und obgleich ihn plötzlich ein Vorgefühl namenlosen Wehs durchzuckte, erhob er sich

von dem Sessel, wandte sein bleiches Antlitz festen Blickes auf das glühende des Alten und sprach:

„Ja, Herr von Sparr, ich bin ein Lutheraner."

Ein heiserer Schrei brach aus dem Munde des Alten hervor, seine Hand ballte sich krampfhaft, er wollte offenbar Verwünschungen gegen Schelia schleudern, aber die geöffneten Lippen gaben keinen andern Laut mehr von sich, als ein dumpfes Aechzen, dann fiel er schwer auf das Kissen zurück, das Antlitz wie mit Blut übergossen, und während der Körper schon regungslos lag, flog die Rechte von hüben nach drüben durch die Luft, stumm und doch vernehmlich redend ein schreckliches „Nein, in Ewigkeit nein!"

Endlich sank auch die Hand nieder, der alte Sparr dehnte sich noch einmal und war todt.

Jammernd fiel Gertrud über des Vaters Leib und ihre Thränen flossen in seinen grauen Bart. Schelia stand regungslos, wie eine Bildsäule, ohne Haß gegen den schrecklichen unglückseligen alten Mann, und sah, wie die Tochter am Todtenbette des Vaters verzweifelte.

Nach einer langen Pause, die nur vom Schluchzen des Mädchens erfüllt war, trat er dicht an sie heran; er stand hinter ihr, über sie gebeugt und sagte ganz leise:

„Gertrud."

So leise der Ton war, vernahm sie ihn doch und wandte das Gesicht zu ihm empor; als sie aber sein Gesicht über sich gebeugt und die Thränen sah, die still und unaufhaltsam ihm aus den Augen rannen, da war Alles, was eben Schreckliches zwischen ihm und dem Vater geschehen, da war auch das fürchterliche „Nein,

in Ewigkeit nein!" des Sterbenden vergessen; sie warf sich in seine Arme, die er weit, weit gegen sie aufthat, und indem sie ihr Antlitz und sich selbst an der treuen Brust des starken Mannes barg, trank sie in tiefen Zügen den Becher des Trostes, den Gott in solchen Stunden dem Menschen im Herzen des Nebenmenschen bereitet. Fest hielt er sie umschlungen und küßte sie in das von Thränen überströmte Antlitz, und sie küßte ihn wieder und schauerte an seinem Herzen, das sie vor so kurzer Zeit erst gefunden hatte, und das nun das Letzte und Einzige war, was sie auf der Erde noch besaß, und sicherlich ward nie ein heiligerer erster Kuß zwischen Liebenden gewechselt, als dieser es war.

Schelia blieb in den nächstfolgenden Tagen im Sparr'schen Hause und half der Verwaisten bei der Bestattung ihres Vaters und all' den anderen traurigen Verrichtungen, die den Verlust geliebter Menschen doppelt schmerzlich machen, weil sie das große Leid mit dem Ekel der Nüchternheit vermengen. Sie hatte Niemanden, als ihn, der ihr hätte helfen können, und darum blieb er und wohnte Tag und Nacht unter demselben Dache mit ihr, unbekümmert um die giftigen Blicke, mit denen der alte Martin an ihm vorüberging, seiner selbst sicher und gewiß durch seine tiefe, innige und darum reine Liebe zu dem Mädchen.

Die ganze Welt lag für ihn innerhalb der vier Mauern des einsamen Hauses, und eine selige Vergessenheit kam über ihn; seine Seele, durchwogt von einer Fülle nie geahnter Gefühle und Hoffnungen, glich einem tief erregten, in wundervollen Wellen- und Schaumgebilden sich entfaltenden Meere, über das nur ganz zu

Zeiten aus einer fernen Wolke ein unheimliches Wetterleuchten fährt, denn nicht anders und nicht öfter traten die letzten Augenblicke mit dem alten Sparr vor seine Seele.

Eines Morgens aber raffte er sich auf und machte sich nach Berlin auf, um sich wieder an dem lange vernachlässigten Hofe des Kurfürsten zu zeigen. Schon am nächsten Tage kehrte er zurück; Gertrud empfing ihn auf der Treppe, er kam ihr mit ernstem Antlitz entgegen und mit dem Aussehen eines Menschen, der zu ernstem Vorhaben gefaßt ist.

„Fräulein," sprach er, indem er ihre Hand mit sanftem Drucke faßte, „ich kehre von kurzer Trennung zurück, um Euch zu sagen, daß wir auf längere, vielleicht lange Zeit von einander gehen müssen."

Gertrud sah ihm erschreckt in das blasse Gesicht und er fuhr fort:

„Es ist Botschaft vom Kaiser gekommen, daß die Türken wieder eingebrochen sind in Ungarn und daß ein Reichsheer gegen sie zu Felde ziehen soll. Zum Führer dieses Heeres aber ist Kurfürst Joachim von Brandenburg erwählt — und Ihr wißt," fuhr er leiser fort, „daß ich in Kurfürst Joachim's Gefolge bin."

„Bis Ungarn?" stammelte Gertrud mit bleichen Lippen, „o weh, wie weit ist das!"

„Ja, Fräulein," sagte Schelia, „es ist weit von hier, Ihr habt recht; aber wollten wir darum verzagen? Wisset Ihr nicht, daß auf die Mark allhier und auf Ungarn, auf Euch und mich das Auge unseres Gottes herabsieht, der über uns wacht?"

Er hatte das Mädchen bei diesen Worten fester an

sich gezogen; jetzt löste sie sich langsam aus seiner Umarmung und indem sie das Haar aus der schneeweiß erblichenen Stirn zurückstrich, sagte sie mit verlorener Stimme:

„Unser Gott, Graf Schelia?"

Schelia verstand ihre Worte nur halb, dennoch überlief ein eisiger Schauer seine Brust, denn es war ihm, als trete ein Gespenst zwischen ihn und das geliebte Mädchen. „Fräulein," sagte er, indem er rasch ihre Hand von Neuem ergriff, die aus der seinen geglitten war, „wenn zwei Menschen so von einander scheiden müssen, wie wir es nun thun, dann ist es gut und recht, wenn sie zum Bande, das die Herzen zu einander schlingt, noch ein zweites erwählen, welches auch die Hände in einander bindet."

Gertrud schwieg.

„Fräulein Gertrud von Sparr," sagte Schelia mit heißer, zitternder Stimme, „versteht Ihr meine Worte nicht?" Sie hatte ihn aber wohl verstanden und wollte ihm Antwort geben, doch ihre Lippen bewegten sich ohne Laut. Schelia aber, der auf diese Lippen mit dem Blicke eines Tauben hinstarrte, welcher mit den Augen hören muß, verstand die tonlose Sprache derselben und hörte ihre Worte: „Ihr seid ja ein Lutheraner." Dann wankte sie zu einem Sessel und setzte sich so, daß sie gerade zu der Stelle hinübersah, wo einst das Bett des Vaters gestanden hatte; da blieben ihre Augen starr und todt hangen, als erschiene ihr von Neuem die Hand des Alten, wie sie durch die Luft fahrend das schreckliche „Nein, in Ewigkeit nein!" sprach. Schelia aber, den eine seltsame, beinahe kühle

Ruhe überkam, wie es in äußerster Gefahr dem Menschen geschehen soll, trat zu ihr, und indem er aufrecht vor ihr stand, sagte er:

„Gertrud, kein Gebot Eurer Kirche wehrt Euch, mein Weib zu werden.“

Sie sah noch immer starr vor sich hin, wie ein Steinbild.

„Gertrud,“ fuhr er immer ruhig bleibend fort, „das Zeichen Eures sterbenden Vaters kann Keines von uns mit Sicherheit deuten, mit keinem Worte seines Mundes verbot er Euch, meine Gattin zu werden.“

Sie schwieg, als hörte sie ihn nicht.

Da war es, als versänke er, so hastig knieete er vor ihr nieder; und indem er seine Hände vor ihr faltete und mit einem verzweifelnden Blicke in ihr Antlitz emporsah, sagte er mit tiefer bebender Stimme:

„Gertrud! willst Du mich so in's Ungarland gegen die Türken ziehen lassen?“

Als sie ihm so in das Gesicht sah und seine letzten Worte hörte, war es, als käme sie aus einem tiefen, bösen Traume zu sich, und es erging ihr wie damals, als sie, in dieses selbe Antlitz schauend, die feindlichen Mächte vergaß, die zwischen sie treten wollten. Leidenschaftlich warf sie ihre Arme um seinen Hals, ihr Haupt fiel auf seine Schulter und gellend schrie sie: „Nein, bleib, Schelia! Bleib, bleib!“

Wie der Schrei einer Gefolterten klang es durch den öden Saal, und er kam ja auch aus einer gefolterten Seele! Dem Jünglinge aber ertönte der Ruf wie eine frohe Botschaft zu neuer Hoffnung; sanft hob er das geliebte Mädchen von dem Stuhle auf und

führte sie in ein Nebengemach, wo sie die Stelle voll düsterer Erinnerungen nicht vor Augen hatte.

Da setzten sie sich Arm in Arm nieder; zitternd und unter Thränen lächelnd schmiegte sich das Mädchen an ihn, und es entstand unter Küssen und Lachen und Weinen das wunderbare flüsternde Gespräch, das die Liebenden mit einander reden, das nur Der versteht, der es spricht, und nur Der, dem es gilt, das aber auch kein Anderer zu verstehen braucht.

Es war später Abend geworden, und Schelia, der andern Tages schon am Hofe des Kurfürsten sein mußte, wollte die Nacht hindurch reiten. Die Abschiedsstunde war gekommen, Arm in Arm geschlungen gingen die beiden Liebenden bis zur Treppe; dann blieb Gertrud stehen und erhob die Kerze, dem Geliebten leuchtend, als er langsam und schweren Schrittes über Treppe und Flur dahinging. An der Pforte, die in den Garten führte, angelangt, wandte er sich um, sah zurück und hinauf zu ihr und sah sie stehen, wie an jenem ersten Abende, da sie ihm ebenfalls geleuchtet hatte.

An das Geländer gelehnt, hoch den Arm emporgereckt, der die Kerze trug, das liebliche Haupt sanft geneigt, stand sie da, und wieder legte sich unwillkürlich seine Rechte auf das Herz; lautlos sah er empor in ihre großen reinen Augen, die so inbrünstig auf ihn niederblickten, als wollten sie bis in sein Herz dringen, um da auf ewig zu sein.

Aber um den liebevollen Mund des Mädchens war ein Zug gebreitet, verzweiflungsvoll, starr wie der Tod, als laste schon auf ihr ein unnennbares Leid, das von ferne, aber unabweisbar auf sie und ihn und alles Glück

und Leben und Lieben zwischen ihnen herangeschritten kam. Und, war es der kalte Hauch, den das Verderben weit voraus in die Menschenseelen zu senden pflegt, oder was war es, das plötzlich auch Schelia's Herz mit Qualen der tiefsten Angst zusammendrückte? Das Dunkel der Nacht, fast noch lastender durch den flackernden Schein des Lichtes in ihren Händen, erschien ihm wie das Grabesdunkel, das den Rachen gegen sie aufsperrte, und plötzlich, wie von einem Sturmwinde gefaßt, flog er die Stufen zurück und hinauf zu ihr. Gertrud sah ihn kommen, sie setzte mit fliegender Hast die Leuchte in eine Fensternische, sprang wie ein Reh ihm zwei, drei Stufen entgegen und flog mit einem unbeschreiblichen Aufschrei in seine Arme und an seine Brust. „Gertrud," sagte er mit heiserer, stammelnder Stimme, „bleibe mir treu! schwöre mir's, bleibe mir treu!"

„Keinem will ich gehören," rief sie, und sie erhob ihr Haupt wie ihrer selbst vergessend, „wenn nicht Dir!"

Als sie diesen Schwur gethan, preßte er sie an sich, in so wilder Liebe, daß sie an seinem Herzen stöhnte; da fühlte er das Riechbüchschen, das ihr vom Gürtel niederhing, und mit schnellen Händen hatte er es losgelöst.

„Sieh dieses theure Zeichen, Gertrud," rief er, „das mich einstmals zu Dir hinführte, gieb es mir in dieser Stunde auf den Weg mit, daß es mich zurück zu Dir führe, daß Du mich wiedererkennest, wenn ich es Dir zeige, heimgekehrt von Kampf und Krieg im Ungarland!"

Schnell riß sie das Büchschen noch einmal an den

Mund und drückte dreimal die Lippen darauf, dann preßte sie es in seine Hand und sprach, indem das Lächeln einer Sterbenden ihr Gesicht verklärte:

„Nimm es, nimm es, was bätest Du wohl umsonst von mir?"

Dann trennten sie sich; Schelia sprang auf's Pferd, und indem er das Büchschen tief im Busen barg, flog er durch die Nacht dahin.

Als Gertrud sich umwandte, in ihr Zimmer zurückzugehen, trat ihr aus dem Dunkel eine Gestalt entgegen: es war der alte Martin. Er nahm ihr die Leuchte aus den Händen, indem er den durchbohrenden Blick nicht von ihr abwandte, dann schritt er ihr voran, ihrem Zimmer zu, aber nicht auf dem nächsten Wege, sondern so, daß er sie durch eine Reihe selten, in letzter Zeit gar nicht mehr betretener Gemächer führte. In dem letzten derselben, einem kleinen eckigen Raume, in welchem eine dumpfe Luft herrschte, blieb er plötzlich dicht vor Gertrud stehen, hob das Licht und leuchtete ihr damit in das Gesicht. Dann trat er an die Wand, zog an einer dort niederhängenden Schnur: ein Vorhang that sich aus einander und es erschien ein Bild, das Bild von Gertrud's Vater. Finster wie im Leben blickte der alte Sparr herab auf die Tochter, die mit geisterhaft geöffneten Augen zu ihm emporstarrte.

Der alte Martin trat dicht zu dem Bilde heran, blutroth fiel sein Licht auf das düstere Gesicht, und indem er sich lang in die Höhe reckte, schrie er mit einer gellenden, durch alle Räume des Hauses hintönenden Stimme:

„Wehe dem, der um irdisches Gut, sein Kleinod

dahingiebt, das man dort drüben einstmals fordern wird! Wo ist Dein Kleinod, Jungfrau? Hüte Dich, denn die Ewigkeit ist lang!"

Einen Augenblick stand das Mädchen und sah diesen Menschen an, der plötzlich in einen Würgengel des jüngsten Gerichts verwandelt erschien; seine Stimme traf sie wie die Posaune des jüngsten Tages, welche, die Erde und mit ihr die irdischen, sündigen Träume der Erdenkinder zerreißend, die Menschen zu schrecklich klarem Wachen erwecken wird; es war ihr, als hebe der Vater dort oben drohend die Hand, als blicke er suchend auf ihren leeren Gürtel, und hinter den Bildern des Grausens, die wie höllische Schaaren vor ihre Seele traten, verblich das Bild dessen, der zu ferne war, ihr in diesem letzten, schwersten Kampfe beizustehen. Aber so tödtlich war der Schmerz, so ringend war der Kampf ihres schwellenden Herzens, daß sie in die Kniee fiel und kraftlos immer tiefer sank, bis sie mit aufgelösten Haaren, machtlos, hoffnungslos, zerbrochen am Boden lag und den Teppich mit ihren Thränen badete, die mit einem dumpfen Schluchzen ihrer Brust dahinströmten.

Hinter ihr stand Martin und sah über sie hinweg auf das Bild und seine Lippen bewegten sich hastig, stumm und schauerlich, als führe er ein Gespräch mit seinem todten Herrn.

Der Krieg in Ungarn gegen die andringenden Türken nahm ein rasches und klägliches Ende; denn das deutsche Reichsheer, von den protestantischen, kaiserfeindlichen

Ständen höchst dürftig beschickt, zerbrach in des Reichsfeldherrn Hand wie eine Waffe, die aus zu vielen Gliedern und Gelenken besteht und darum keine Kraft zum einheitlichen Hiebe oder Stoße besitzt. Nach allen Himmelsrichtungen strömten die Söldnerschaaren von Ungarn aus nach Deutschland zurück.

Das letzte gelbe Laub rauschte schon knisternd durch die Wälder, immer hagerer wurden die Bäume, immer früher sank die Nacht herab, als wollte die Natur das Leidwesen der herannahenden Winteröde nicht mit ansehen, und der ganze Trübsinn des Spätherbstes lag belastend auf Land und Flur. Da erschien an einem Nachmittage, als es schon dunkelte, am Gartenthore des Sparr'schen Hauses ein Reiter, der den Hut tief in's Gesicht gedrückt, den Mantel fest um sich gewickelt hatte und durch lautes Klopfen die Aufmerksamkeit der Hausbewohner erweckte. Eine munter und freundlich aussehende Frau öffnete das Thor und fragte nach dem Begehr das Reiters, dessen Gesicht sie im Zwielichte nicht mehr erkennen konnte. Aber statt zu antworten, fragte er seinerseits: „Seid Ihr bei dem Fräulein von Sparr im Dienst?"

Die Frau sah überrascht auf und erwiderte: „Nein, wie sollte ich dazu kommen?"

Der Reiter war einen Augenblick stumm, dann sagte er: „Wohnt denn Fräulein von Sparr nicht mehr hier?"

„Bewahre," versetzte die Frau, „die ist ja fort." Es fiel der Frau auf, daß der fremde Reiter vor jeder Frage eine sehr lange Pause machte und daß ihm die Worte so schwer aus dem Munde zu kommen schienen. So dauerte es jetzt wieder lange, bis er fragte:

„Wo ist sie denn hin? Wißt Ihr das?“ Während er dies sprach, saß er regungslos, nur das Pferd schnaubte, zusammengedrängt von dem furchtbaren Schenkeldrucke des Mannes.

„Sie ist ja da hinüber,“ sagte die Frau und zeigte mit der Hand nach einer bestimmten Himmelsrichtung.

„Da drüben?“ fragte der Reiter langsamer denn je; „liegt da nicht — Zehdenick?“

„Freilich,“ antwortete die Frau, „und da ist sie ja auch.“

In Zehdenick aber war ein großes, weitbekanntes Nonnenkloster. Als die Frau das Letztere genannt hatte, wandte der Reiter stumm sein Pferd und ritt fort, ohne ein Wort zu äußern, ohne Dank, ohne Abschied. Die Frau sah ihm nach. Zuerst ritt er langsam und im Schritte, wie Jemand, der nicht weiß, wohin er reiten soll; dann hielt er sein Pferd mit einem plötzlichen Rucke an, drehte es herum und sauste in wahnsinniger Hast in der Richtung auf Kloster Zehdenick dahin.

In jener Nacht hatte die Pförtnerin des Klosters zu Zehdenick eine seltsame Erscheinung: Aus halbem Schlafe wurde sie durch den Hufschlag eines ansprengenden Pferdes geweckt; sie sah zum vergitterten Fenster hinaus und gewahrte im halben Lichte des Mondes die dunkle Gestalt eines Reiters, der den Hut tief in's Gesicht gedrückt und den Mantel fest um sich gewickelt hatte.

Die Pförtnerin sah den Reiter regungs- und bewegungslos vor dem Thore halten; dann gewahrte sie, wie derselbe sein Roß nach links herumwarf und davonritt, und zwar im wildesten Rosseslauf; bald darauf

kamen von der anderen Seite die Hufschläge zurück, der Reiter war wieder da: er war offenbar um das Kloster herumgesprengt. Und so war es wirklich gewesen. Und noch einmal wiederholte der Reiter sein räthselhaftes Beginnen und kehrte zurück, und noch ein drittes Mal ritt er um das Kloster, und jedesmal schneller, rasender, als das vorige Mal, in verzweifelter, keuchender Eile. Als die Pförtnerin ihn zum dritten Male zurückkommen und stehen bleiben sah, schlug sie ein großes Kreuz über sich und freute sich des Gitters vor ihrem Fenster, denn sie war nun ihrer Sache gewiß: der dunkle Mann da draußen war ein böser Geist, vielleicht gar der Böse selbst, der dem heiligen Orte Schaden zufügen wollte und seine räthselhaften Zauberkreise um denselben zog.

Aber die Pförtnerin irrte sich: denn der da stand, war kein böser Geist, sondern ein Mensch, war der Graf Schelia, heimgekehrt von Ungarn und von den Türken, um vor Die zu treten, auf deren Wort er baute, vor die er hintreten wollte mit dem Zeichen, an dem sie ihn erkennen sollte, und die er nicht mehr fand, weil sie, ein unglückseliges Kind, geglaubt hatte, Gott hinter den kalten Mauern eines Klosters suchen zu müssen und nicht geahnt hatte, daß sie ihm eben dicht vorübergegangen war, an der Stätte, wo er immer und ewig und ganz allein wohnt: in einem liebeerfüllten, liebe beseligten menschlichen Herzen.

So stand Schelia vor der Klosterpforte, einsam in der öden Nacht, und wie das Leben im letzten Augenblicke krampfhaft aufzuckt, so durchflog ihn noch einmal eine wahnsinnige Hoffnung, als müsse sie es ahnen,

daß er gekommen sei und draußen harre, und darum gab er seinem Pferde die Sporen und jagte um das Kloster, als glaubte er wirklich, sie irgendwo dort oben zu erblicken.

Er sah aber nichts; kein Leben regte sich in dem öden Grabe der Lebendigen, in dem sein Alles und nun sein eigenes Leben eingesargt lag.

Als er das dritte Mal um die Mauern geritten war, stand er noch lange regungslos wie eine Bildsäule in der öden, einsamen Nacht. Lautlos flossen einzelne Thränen aus seinen Augen, schreckliche Thränen, die schwer auf seine Brust tropften; in der Rechten aber hielt er das Riechbüchschen, und wie seine Hand sich krampfhaft darum ballte, drückten sich die Fingernägel in das Metall, so tief, daß die Spuren blieben: das sind jene unerklärlichen Zeichen, die man noch heute an dem Büchschen wahrnimmt. Alsdann drehte er sein Roß zur Rückkehr herum; als er sich aber nun auf ewig von dem Flecke abwandte, wo sie noch lebte und war, da breitete er die Arme aus, fiel auf den Hals seines Pferdes, den er umschlang, und drückte sein Haupt daran, als suche er nur Etwas, um sein Herz zu füllen, und wäre es nur die Liebe seines treuen Thieres gewesen, denn in seine Seele zog jenes gräßliche Gefühl der Oede, dessen Spur nicht wieder schwindet, wenn es dagewesen, sondern wie ein grauer Fleck in der Seele bleibt, wo keine Farbe mehr haften will, jenes Gefühl, das die junge Seele alt macht und von den Menschengesichtern das Lächeln der Jugend abwischt, wie eine rauhe Hand den Staub vom Schmetterlingsflügel. Er ritt dahin, er wußte nicht, ob langsam, ob schnell, und

er kam durch einen Wald, der ihm bekannt erschien; durch Moos und raschelnde Blätter floß ein Quell dahin, in den ein großer Baum seine Wurzeln tauchte.

Da wußte er, wo er war: an der Stelle, wo er einstmals das Riechbüchschen gefunden hatte, und es war ihm, als höre er die warnenden Worte des Freundes und die drohenden des Alten: „Daß Ihr es nicht einmal bereuen mögt“; auch sich selbst sah er wieder und hörte sich, wie er keck und prahlerisch das Abenteuer herausforderte, und zwischen jenem Tage und diesem Abende schienen ihm zehn Jahre zu liegen.

Als er aber an der Stelle war, wo er damals im Moose geruht hatte, hob er die Hand, die noch immer das Büchschen hielt, öffnete sie und warf das Riechbüchschen weit von sich, daß es mit einem leisen metallischen Klange, beinahe als riefe es ihm ein letztes wehevolles Lebewohl zu, auf die Kiesel schlug und im Gesträuche liegen blieb. Dann drückte er wieder seinem Pferde die Sporen tief in die Weichen und flog klirrend durch die Finsterniß dahin; als er aber aus dem Walde in das Freie kam und den weiten Sternenhimmel über sich sah, legte er die geballte Faust auf's Herz, hob die Hand dann feierlich empor und that im Angesichte des Himmels einen stummen, furchtbaren Schwur, um also Eid gegen Eid einzusetzen.

Wenige Jahre später zog der Schmalkaldische Bund der Protestanten zu Felde gegen den Kaiser Carl, den Katholiken. Kurfürst Joachim war nicht auf ihrer Seite; da erbat der Graf Schelia seinen Abschied von ihm, um mit den Schmalkaldenern ziehen zu dürfen. Als der Kurfürst ihn fragte, was ihn so gewaltig

treibe, erwiderte er, indem sein Auge unheimlich aufblitzte: daß ein heiliger Eid ihn zwinge, gegen die Katholiken zu kämpfen.

Darauf entließ ihn der Kurfürst von Brandenburg und er trat in Dienst des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen. Da fand er denn bald die Stunde und den Ort, wo er den geschworenen Eid redlich erfüllen konnte und wacker erfüllte: Bei Mühlberg, auf der Lochauer Haide, da ist der Graf Schelia gefallen und liegt er begraben, erschlagen von spanischen Reitern, gegen die er die Furth durch die Elbe wie ein grimmiger Bär vertheidigt hatte; zwölf Spanier, von seiner Hand gefällt, trieben den Strom hinunter und färbten seine Wellen mit ihrem Blute.

Mehr als 300 Jahre später aber fanden an jener Stelle des Waldes, wo Schelia's Hand es hingeschleudert, Arbeitsleute das Riechbüchschen zwischen Moos und Steinen verborgen auf, und brachten es aus seiner Verlorenheit und Vergessenheit in die große neue Welt, die das Stück der alten Zeit mit staunenden Augen ansah und es nicht mehr verstand.

Wer aber nun gehört hat, welche Bewandtniß es mit dem Riechbüchschen gehabt hat, der wolle daraus lernen, daß man die Dinge der alten Zeit lieben und ehren soll, weil Niemand wissen kann, ob sie nicht einstmals unseren Vorfahren durch Lust und Leid an das Herz gewachsen waren, und weil ein Jeder bedenken soll, daß auch nach uns eine Zeit kommt, die ebenso mit unseren theuren Gegenständen verfahren wird, wie wir mit denen unserer Altvorderen.

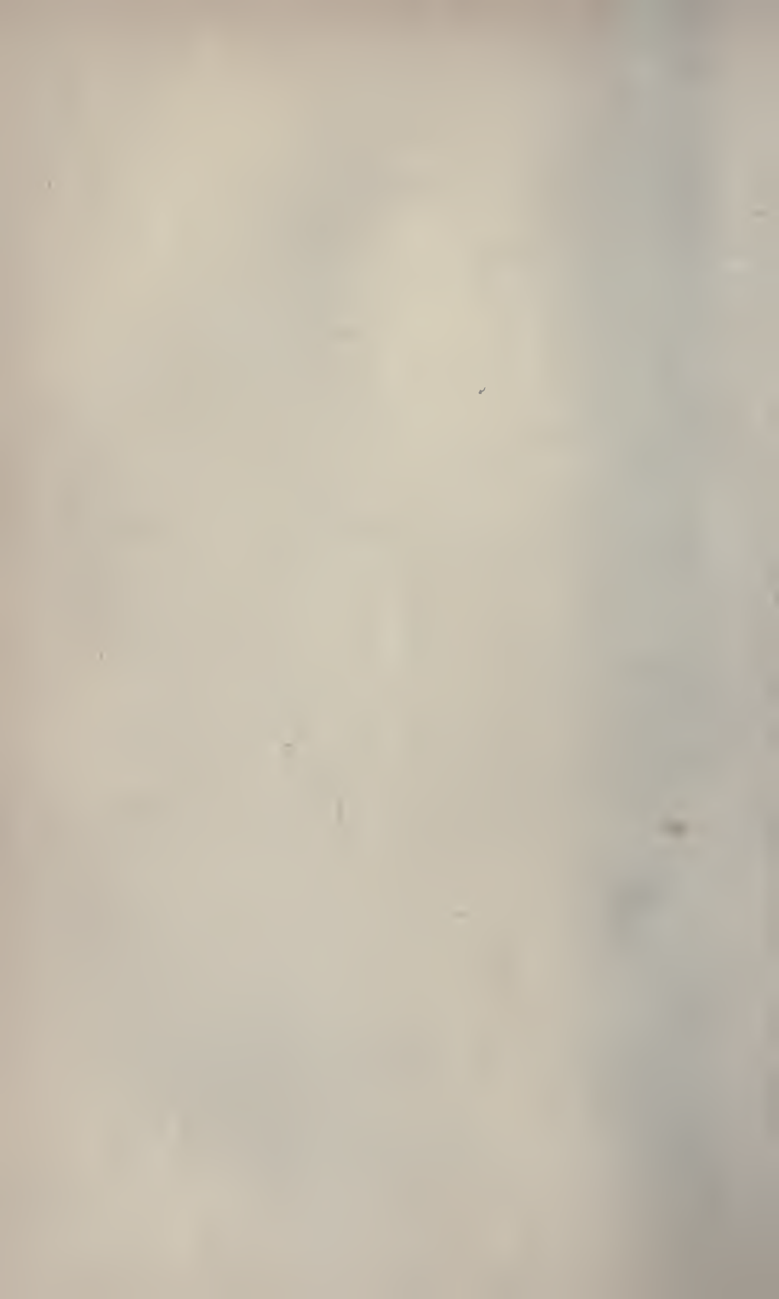
Die Danaide.*



* Danaos, König von Argos, ward durch die Söhne des Aigyptos gezwungen, seine Töchter, die Danaiden, mit ihnen zu vermählen.

Aus der Frucht dieser Verbindung war ihm Unheil prophezeit, und um diesem Unheil zu entgehen, befahl er seinen Töchtern, ihre Gatten in der Brautnacht zu ermorden.

Neunundvierzig von den fünfzig Danaiden erfüllten des Vaters blutiges Gebot; nur die eine, Hypermnestra, von Liebe zu Lynkeus, ihrem Gemahl, ergriffen, tödtete den Geliebten nicht und rettete sein Leben.





Friede. — Welch' ein süßes Wort Du gefunden hast, schöne, deutsche, mütterliche Sprache, um den seligsten Zustand zu malen, welcher der Welt bereitet ist. Friede. — Hingegossen wie ein schlummer-trunkenes Weib, dem Ruhe die Glieder gelöst hat, so liegt die weite Erde unter dem Himmel da, gebadet in dem Meere goldener Wellen, die der heiße stille Sommermittag ihr hernieder schickt. Ueber den Aehrenspitzen der schwankenden Felder zittert und flimmert die Luft, aus den Schornsteinen des Dorfes steigt lautlos der häusliche Rauch, nur der Heimchen feines Gezirp ertönt aus den Wiesen, nur ein leiser Schauer durchrieselt das Laub der träumenden Bäume, sonst Ruhe überall und tiefe Stille. Aber diese Ruhe lähmt nicht, dieses Schweigen bedrückt nicht, denn es ist das Schweigen der in sich gekehrten, gesättigten Wonne, und wer mit aufmerksamer Seele hinauslauschen wollte in die geheimnißvolle Stunde, der würde den tiefen Athemzug der schlafenden Mutter Erde vernehmen, der

würde hören, wie sie im Traume lispelnd das eine süße Wort wiederholt: „Friede — Friede.“ —

Da plötzlich — welche Veränderung: in die blühende, duftende Stille ist ein Laut hinein ertönt, kurz und rauh wie ein abgerissener Donnerschlag — Krieg! Und nun ist es, als führe die Erde jählings empor, als schüttelte sie den Schlummer ab und als blickte sie entsetzten Auges umher; ihr Antlitz verwandelt sich, und wer sie vorher gesehen, erkennt sie nicht wieder.

In der Hecke, welche dort mit grüner Wand die Felder umschließt, wo nur die Käfer schwirrten und die Bienen summten, ist ein neues schreckliches Leben erwacht: Rauchwolken zischen daraus hervor, in kurzen Stößen, dicht über der Erde hin — das sind Schüsse; in den Zweigen der Hecke prasselt es — das sind Kugeln, die von drüben hineinschlagen.

Ueber den Spitzen der Aehrenfelder taucht es auf, dunkel, finster, unheimlich, Menschengesichter, Rosseshäupter, Haufen von Fußvolk und Reitergeschwader. Langsam schieben sie sich voran, wie von unsichtbarer Macht gestoßen, kein Wort ertönt, nur das dumpfe Klirren ihrer Waffen begleitet ihre Schritte. Unter ihren Füßen beugen sich die Aehren, unter ihren Hufen verwandelt sich die grünende Wiese in farblosen Staub — sie achten nicht darauf; für sie giebt es keinen Schmuck und keine Zier der Natur, in ihrer Seele lebt nur eins, vor ihren Augen ist nur eins: das Dorf drüben, das Ziel, dem der Angriff gilt.

Und dieses Dorf selbst, das vorhin so friedlich seinen Rauch zum Himmel steigen ließ, wie schauerlich verwandelt erscheint es jetzt: die Bäume, die den Ab-

hang beschatteten, sind abgehauen und ragen nur noch in häßlichen Strünken aus der Erde, die Häuser scheinen enger aneinander gerückt, und das Ganze sieht aus wie ein zum Sprunge zusammengerolltes Ungeheuer, das sich im nächsten Augenblicke mit tausend brüllenden Schlünden auf die Männer herabstürzen wird, die dort unten heranziehen.

Ein gewaltthätiger Bildner ist der Krieg, und nicht mit der Oberfläche begnügt er sich, tiefer greift er hinein, bis in das Mark und das Leben, bis in die Seelen der Völker, die er nach den Eingebungen seiner wilden Phantasie gestaltet.

Wer die Gabe besäße, die Millionen von Gesichtern eines solchen, gegen einen gemeinsamen Feind ringenden Volkes in einem einzigen Gesichte verkörpert vor sich zu sehen, der würde eine schauerliche Wahrnehmung machen; er würde sehen, wie dieses Angesicht sich vor seinen Augen zu verzerren beginnt, wie in demselben ein Zug hervortritt, vor dem er sich schaudernd abwenden würde, indem er sagte: „das ist kein menschliches Gesicht mehr.“ — Ja doch, aber freilich kein solches, wie wir es heute kennen, nachdem Jahrtausende in langsamer aber stetiger Arbeit an dem Antlitz der Menschheit gebildet und geformt haben; es ist ein Gesicht aus düsterer, lange verschollener Zeit, als unter den furchtbaren Geschöpfen, welche damals die Erde bevölkerten, das furchtbarste und wildeste dasjenige war, welches aufgerichtet auf den Füßen ging und welches sich „der Mensch“ nannte.

Einen solchen Zug erblickte man im Jahre 1813 in dem Antlitz des deutschen, insbesondere des preußischen

Volkes, als die märkischen Bauern bei Nacht sich zusammenthaten, die Quartiere der Franzosen überfielen und diese abschlachteten wie gefangene Raubthiere, als bei Hagelsberg die preußischen Landwehren zu schießen sich weigerten und mit den Kolben die französischen Bataillone erschlugen, weil der Haß sich nicht damit begnügt, den Feind aus der Ferne zu erschießen, sondern fühlen will, wie er ihn unter seinen Fäusten zermalmt.

Und einen solchen Zug gewahrte man 1870 im Angesichte des französischen Volkes, als die Heereskörper Frankreichs unter dem stürmenden Siegesgange der deutschen Heere verschwunden waren, als das Wort „le prussien“ zum Inbegriff alles Entsetzlichen, Verabscheuenswerthen geworden war und als die Franktireurs auszogen, um auf die „Menschenjagd“ zu gehen. —

So standen die Dinge im Januar 1871, als der Führer der französischen Nordarmee, General Faidherbe, zum Rückzug blasen und den Deutschen das Feld räumen mußte.

Immer von Neuem und immer vergeblich hatte er versucht, den eisernen Riegel zurückzuschieben, der sich in Gestalt von zwei preußischen Armeekorps zwischen ihn und zwischen Paris legte; endlich hatte er sich noch einmal zum letzten verzweifelten Versuche aufgerafft, und dabei rannte er sich den Kopf ein. Denn obschon er kein schlechter Mann war, so stand doch auf der anderen Seite einer, der noch besser war als er, das war der kriegsgewaltige General von Goeben, der bei St. Quentin in sieben blutigen Stunden Faidherbe

sammt seiner Armee zerschmetterte und ihn sammt seiner Armee zurück bis nach Cambrai jagte.

Das ganze Land zwischen den beiden Strömen Seine und Somme, welche dort den Norden Frankreichs durchziehen, war nun rein gefegt von französischen Heeren und gehörte den Deutschen. Aber es war kein ruhiger Besitz, denn in diesem Lande lagen Städte, Flecken und Dörfer und in diesen wohnten Menschen, die nicht mit Faidherbe hinweggegangen waren, und in den Herzen dieser Menschen lebte, wuchs und gedieh finsterer Groll und Verderben sinnender Haß.

Jedesmal, wenn sich von Osten herüber die brüllende Stimme der Kanonen erhob, waren sie aus ihren Häusern geeilt, hatten die Köpfe zusammengesteckt und gesagt: „Das sind die Unsrigen; heut werden sie's den verdammten Prussiens zeigen.“ — Und jedesmal, wenn die Winternacht herabsank und den kurzen aber schrecklichen Tagen ein Ende bereitete, waren sie gesenkten Hauptes in ihre Wohnungen zurückgekehrt; „es war wieder nichts daraus geworden“ und die Hoffnung, die am Morgen aufgestanden war, hatte den kurzen Wintertag nicht überlebt.

Nun zumal, als der vernichtende Schlag von St. Quentin gefallen war und ihnen verkündete, daß es keine Hoffnung mehr gab; da stand in ihrem Herzen die Verzweiflung auf und Mord hieß jetzt die Losung.

Von nun an war es für die Deutschen, als würden sie von Hornissen umschwärmt und ein dumpfes Summen stündlich naher Gefahr erfüllte die Luft. Wenn man über Feld ging, so hörte man plötzlich aus dem Walde drüben einen vereinzelten Schuß, und während man

noch dem rollenden Echo lauschte und überlegte, wem es gegolten haben möchte, vernahm man über dem eigenen Kopf ein singendes Pfeifen, und eine Kugel schlug in den winterlich harten Boden ein. Dann gab es ein Suchen in den Büschen, ein Jagen über's Feld; manchmal fand und erjagte man, und dann war eine stechende Hornisse weniger — aber an ihrer Stelle kamen andere und ausrotten ließ sich das giftige Gezücht nicht.

Wo es seine Nester hatte, darüber konnte kein Zweifel herrschen, denn jedes der finsteren steinernen Häuser, aus denen dort die Dörfer bestehen, bildete ein solches. Und unter diesen Dörfern war eines, welches in besonderem Verrufe stand und im Munde der deutschen Soldaten als schlimmstes, mörderischstes Nest bezichtigt wurde. Das war ein großes Dorf in einem entlegenen Winkel der Pikardie.

Ob es seinen bösen Ruf in Wahrheit verdiente, war noch nicht festgestellt worden, man beschloß aber, der Sache auf den Grund zu gehen und den Herd des Unheils, wenn es wirklich ein solcher war, zu ersticken. Ein Bataillon Infanterie wurde in das Dorf gelegt und demselben die äußerste Vorsicht zur Pflicht gemacht. Das hätte man den Soldaten aber nicht besonders zu empfehlen gebraucht, denn da sie aus dem Munde ihrer Kameraden wußten, daß sie auf einen Boden kamen, wo Skorpione wohnten, so machten sie die Augen auf und sahen genau zu, wohin sie traten. Die Häuser, die ihnen zum Quartier angewiesen wurden, durchsuchten sie vom Boden bis zum Keller, aber sie fanden nichts von versteckten Waffen, überhaupt nichts Ver-

dächtiges, wohl aber in den Kellern vielen und guten Wein. Zwar der Wein konnte vergiftet sein, und nicht ohne Bedenken entschloß man sich daher, von ihm zu kosten; aber diese Befürchtung erwies sich als unbegründet, es war ein unverfälschtes Getränk und mundete von einem Tage zum andern besser.

Einschläfern ließ man sich trotzdem nicht, und Vertrauen gewann man zu dem „Mordloche“ nicht, denn es waren immerhin Erscheinungen vorhanden, die zu denken gaben.

In dem ganzen großen Dorfe fand man, als man einrückte, fast nur Frauen und alte Männer vor, und da die Frauen sich mit feindseliger Scheu in ihren Wohnungen hielten, alte Männer aber nicht geeignet sind, Leben und Bewegung zu verbreiten, so herrschte in dem weitläufigen Häusergebiete eine öde, schweigende Ruhe. Wo waren die jungen Männer des Ortes geblieben? Das fragte man sich. Es war freilich Jemand vorhanden, der darauf Antwort geben konnte und gab; das war ein alter pensionirter französischer Forsthüter, der in dem Kaffeehause, wo die deutschen Offiziere verkehrten, täglich seinen Absinth nahm, ein jovialer alter Bursche mit einem echt französischen weißen Knebelbart und einem Paar lebenslustiger französischer Augen im Kopfe, der Einzige im Dorfe, der mit den Deutschen unter einem Dache zusammenkam.

Er ließ es sich gefallen, daß ihm von den Offizieren hier und da ein petit verre vorgesetzt wurde, und dabei kam man in's Gespräch.

„Wo die jungen Männer geblieben wären? Parbleu — und er lachte über das ganze Gesicht — wenn man

jetzt da drüben bei den Herren Prussiens in den Dörfern nachsehen wollte, würde man auch wohl fragen, wo sind die jungen Prussiens hingekommen? Im Kriege sind sie, der Eine hier, der Andere da, und unterdessen sitzen diese armen Frauen einsam und allein."

„Man würde ja bereit sein, diese einsamen Frauen zu trösten," hatte es lachend von Seiten der Deutschen geheißen, „aber sie hielten ihre Thüren so fest verriegelt, wie ihre Herzen."

„Nun ja, wie die Weibsleutchen nun einmal wären," und der alte Waldläufer zwinkerte mit den Augen, „das werden diese Herren ja wohl wissen; er hätte ihnen auch angeboten, sie für die Abwesenden zu trösten, aber sie hätten ihm gesagt, er wäre ihnen zu alt."

„Freilich, wenn Sie jünger wären," sagte ein preußischer Hauptmann, indem er dem lustigen alten Knaben über den Tisch hin scharf in die Augen sah, „dann würden Sie wohl etwas Anderes thun, als hier im Dorfe sitzen, nicht wahr?" Der Hauptmann hatte einen bohrenden Blick und eine scharfe Art zu sprechen; beides schien dem alten Forsthüter nicht recht zu gefallen.

„Was der Herr Kapitän denn meinte, daß er dann thun würde?" fragte er, indem er an den Augen des Hauptmanns vorbei sah.

„Hinausgehen würden Sie mit den übrigen jungen Burschen des Dorfes und es ebenso machen wie sie, und sich hinter Büsche stellen, hinter Ackerfurchen legen und auf die Prussiens schießen."

„Ein Franktireur? Der Herr Kapitän meinten, ich

würde ein Franktireur sein?" er sprang vom Stuhle auf und schüttelte sich förmlich vor Vergnügen. „Hé, toi Rodolphe — und er wandte sich an den Wirth des Kaffeehauses, der, mit den Händen in den Hosentaschen, hinter seinem Schanktische stand — hast Du gehört? Franktireurs sind wir, Du und ich! Du würdest einen guten Franktireur abgeben — he? Du, der Du tausendmal an jedem Tage alle Franktireurs zu allen tausend Teufeln wünschest, weil sie diesen verfluchten Krieg nicht einschlafen lassen und Dir das Geschäft ruiniren!"

Der so in's Gespräch gezogene Wirth, ein schwarzbärtiger, finsterblickender Franzose, der ganze Tage lang in brütendem Schweigen hinter seinem Tische zu verharren pflegte, machte bei dieser Anrede des alten Forsthüters ein ganz unbegreiflich sonderbares Gesicht. Er riß die Augen weit auf und starrte den Sprecher mit einem blöde fragenden Blick an, dann öffnete er den Mund, als ob er etwas sagen wollte, und da er nichts herausbrachte, blieb der Mund halb offen stehen.

„Noch einen Absinth darauf," sagte der Waldläufer, indem er mit der flachen Hand auf den Schanktisch schlug. Er stand dann dem Wirth jetzt dicht gegenüber, und während er ihm seine Bestellung zurief, sah er ihm aus nächster Nähe in die Augen. Plötzlich ging etwas, das wie ein unterdrücktes Grinsen aussah, über die Züge des Schankwirths, er entfernte die Hände aus ihren Behältern und füllte ein Glas mit Absinth. „Zum Teufel die Franktireurs!" sagte er mit polterndem Tone.

„He — mon Capitaine," wandte sich der Alte an

den Hauptmann, „Rodolphe hat seit acht Tagen kein Wort geredet, haben Sie gehört, was sein erstes Wort war? ‚Zum Teufel die Franktireurs!‘“ Er wollte sich ausschütten vor Lachen.

Bei dem Hauptmann schien dies Gelächter seine Wirkung zu verfehlen; „von Ihnen Beiden spreche ich nicht,“ sagte er, „aber die Anderen! Ich kann es mir nicht denken, daß Alles, was von Männern zwischen dreißig und sechzig Jahren ist, bei der Armee sein soll — Sie haben keine allgemeine Wehrpflicht.“

Plötzlich kam es hinter dem Schanktische dumpf grollend, beinahe grunzend hervor: „Wenn die Herren wissen wollen, wo unsere Männer sind, so mögen sie gefälligst unter der Erde suchen, da werden sie sie finden, erschossen, zertreten von den Ihrigen!“

Es war der Wirth, der so gesprochen. Er hatte die Hände wieder in den Hosentaschen versenkt und sah vor sich hin, indem er das Haupt wie ein böser Stier vornüber beugte.

Unter den Offizieren trat ein Stillschweigen ein, sie wechselten stumme Blicke. Diese Worte kamen aus dem Herzen, Monsieur Rodolphe war kein Freund der Prussiens.

Das Schweigen wurde durch eine Stimme unterbrochen, welche aus dem inneren, hinter dem Schankraum gelegenen Zimmer nach dem Wirthe rief. Die Stille, welche augenblicklich herrschte, ließ den Klang der Worte deutlicher hereindringen; es war eine tiefe, wohltönende Frauenstimme.

„He — Madame la Reine,“ rief der Waldläufer, indem er an den Schanktisch trat und über denselben

hinweg nach dem inneren Zimmer hineinsprach, „treten Sie doch näher, Rodolphe ist beschäftigt, er kann nicht hinaus, und Sie brauchen sich vor uns nicht zu fürchten.“

Er wandte den Kopf zu den deutschen Offizieren herum und zwinkerte ihnen listig zu: „Ja wohl, wir thun den Damen nichts,“ hieß es lachend vom Offiziertische.

Eigenthümlich war es zu sehen, wie sich eine verbissene Unruhe des Wirthes bemächtigte. Er wollte hinaus und es sah aus, als wünschte er den Eintritt der Frau zu verhindern. Der Waldläufer aber hielt ihn an der Hand fest und flüsterte ihm ein paar Worte zu. Es geschah so leise, daß man nur die Bewegung seiner Lippen sah, ohne daß man verstand, was sie sagten, indessen verfehlten sie, wie es schien, ihre Wirkung nicht, denn der Wirth blieb hinter dem Tische stehen und wandte sich von dort aus nach der Thür des dahinterliegenden Zimmers.

„Nun also,“ sagte er, „bitte, kommen Sie herein, Madame Gouyou.“

Ueber die Schwelle trat jetzt eine Frau, deren voll entwickelte Gestalt auf ein Alter von etwa 30 Jahren schließen ließ.

Es war nichts besonders Merkwürdiges an ihr, aber die Seltenheit einer weiblichen Erscheinung zog die Augen der deutschen Offiziere an; alle Blicke richteten sich forschend auf die Eingetretene.

Als diese es bemerkte, raffte sie mit unwillkürlicher Bewegung das Umschlagetuch fester zusammen, welches ihre Schultern und den ganzen Oberleib umhüllte; in den kräftigen aber nicht unschönen Zügen ihres Ge-

sichtes erschien ein rasch aufsteigendes Erröthen, und indem sie bei dem Wirthe mit leiser Stimme ihre Bestellung anbrachte, wandte sie sich so, daß sie den Offizieren möglichst den Rücken kehrte. Man fühlte ihr an, wie peinlich es ihr war, daß sie zum Eintreten genöthigt worden war.

„Wünschen Sie, daß ich ihn zu Ihnen hinüberschicke?“ fragte halblaut der Wirth, indem er eine Düte Zucker auf den Schanktisch setzte, „Sie wissen, daß Sie nur zu befehlen brauchen.“

„Nein, danke,“ erwiderte sie kurz und zugleich legte sie ein Frankstück auf den Zahlteller. Der Wirth ließ ein brummendes Knurren hören und machte Miene, als wollte er das Geld nicht annehmen, „Sie wissen, Madame Gouyou,“ sagte er, „daß das nicht nöthig ist, jedenfalls hat es keine solche Eile.“

„Und Sie wissen, daß ich es so will,“ entgegnete sie schnell und heftig; ihre Stimme war etwas lauter geworden, ihr Haupt hatte sich erhoben; so daß sie größer erschien als der Wirth. Beide sahen sich einen Augenblick schweigend an, und die Augen der Frau nahmen einen abweisenden Ausdruck an. Dann ergriff sie die erhandelte Düte und hastig, wie sie gekommen war, verschwand sie, ohne sich umzusehen, ohne Wort und Gruß.

Herr Rodolphe schüttelte mit einem dumpfen „Ah“ sein schwarzstruppiges Haupt, und als er das Schubfach, aus welchem er den Zucker genommen hatte, wieder zuwarf, hörte man an dem Gepolter, mit dem es geschah, daß er schlechter Laune war.

„Madame la Reine, sagten Sie?“ wandte sich einer

der Offiziere an den alten Waldläufer, „es ist also eine Königin?“

„He,“ sagte der Alte schmunzelnd, „hat sie nicht wirklich etwas davon an sich? Sie ist aus der Normandie, und da haben sie Alle was von der Art. In Wahrheit ist sie aber nur die Wittwe Reine Gouyou, und wegen ihres Vornamens erlaubt man sich wohl einmal den Scherz.“

„Wittwe?“ fragte der Offizier weiter.

„Ja, der alte Meister Gouyou, mit dem sie ein paar Jahre gelebt hat, ist todt, und er that recht daran, daß er starb, denn seine Verdienste sind erst nach seinem Tode hervorgetreten, nämlich daß er ein reicher, alter Filz war. Das Haus da drüben — er zeigte auf ein dem Kaffeelokale gerade gegenüber liegendes einstöckiges Haus, hat er ihr hinterlassen, und außerdem einen Abscheu vor allen Männern. Das arme Ding mag böse Stunden mit dem alten Knacker durchgemacht haben; seitdem aber ist sie stolz geworden, sitzt einsam in ihrem Hause, verkehrt mit Niemandem, besorgt ihre Wirthschaft allein, ohne Dienstleute, und es hat noch kein Mann bei ihr Glück gehabt, obschon sich Mancher redliche Mühe darum gegeben hat.“

Er blinzelte mit einem Auge zu Herrn Rodolphe hinüber, der sich mit seinen Gläsern und Karaffen zu schaffen machte, als wenn er von nichts hören und wissen wollte und halblaut vor sich hinmurmelte. Der Waldläufer steckte den Zeigefinger in den Mund, zog ihn heraus, als ob er sich verbrannt hätte, und schnitt dazu ein so drolliges Gesicht, daß die Offiziere in ein lautes Lachen ausbrachen.

Es war wirklich ein lustiger alter Bursche! In diesem Augenblick trat der Adjutant herein und brachte eine Mittheilung, die einige Aufregung hervorrief: Das Bataillon sollte marschiren. Es fehlte an Stühlen. Der Forsthüter stand auf und überließ dem Adjutanten seinen Sitz, während er selbst an den Schanktisch trat. Er stützte die Ellenbogen darauf und ließ sich mit Rodolphe in ein Gespräch ein. Rodolphe sah wüst und wild aus.

„Ich versteh' Dich nicht," sagte er aufgeregt flüsternd zu dem Alten; „wie kannst Du vor diesen verdammten Allemands unsere Angelegenheiten verrathen?"

„Nicht so laut, Dummkopf," zischte der Andere zwischen den geschlossenen Zähnen hervor. Er hatte den Kopf unmerklich nach der Seite der Offiziere gedreht, seine Gesichtszüge waren gespannt, als läge er auf der Lauer. Im Verkehr mit den Offizieren hatte er ein paar Brocken Deutsch aufgeschnappt, soeben vernahm er, daß von Ulanen die Rede war.

Rodolphe war stumm geworden, der Ton, in dem der Alte ihn angefahren, hatte ihn erschreckt.

„Füll' mir meine Pfeife," sagte der Forsthüter laut, indem er dem Wirthe seinen Thonstummel hinüberreichte, und während dieser ihn in Empfang nahm, fügte er leise hinzu: „Setze Deine Kinnladen in Bewegung und sprich etwas, sollen die Prussiens durchaus Unrath wittern?"

„Eh — ich dachte doch aber —?" sagte Rodolphe dumm erstaunt.

„Nur leise sollst Du reden, damit ich hören kann,

was sie sich erzählen. Wir bekommen Ulanen in's Quartier — so viel hab' ich verstanden."

„Pest," brummte Rodolphe, während er Tabak in die Pfeife des Alten stopfte.

„Eine Eskadron" — fuhr der Waldläufer fort — „das ist nicht viel — was meinst Du? Damit könnten wir am Ende fertig werden?"

Er hielt die Tonpfeife im Munde, Rodolphe gab ihm Feuer und durch die aufschlagende Flamme des brennenden Schwefelholzes sahen beide Männer sich in's Gesicht.

Wenn ihn die Deutschen in diesem Augenblick hätten sehen können, so würden sie ihren jovialen Zechkumpan nicht wieder erkannt haben; seine buschigen Augenbrauen waren im Bogen emporgezogen, funkelnd lagen die Augen darunter und seine Nasenflügel waren geöffnet, als witterten sie Blut. So wie er jetzt dastand, in grimmer, regungsloser Spannung, gehörte dieser Mann in den Wald, auf den Anstand, und wenn ein deutscher Soldat ihm dort vorübergekommen wäre, so hätten sich die Augen einer deutschen Mutter mit Thränen gefüllt.

Die Offiziere erhoben sich von ihren Plätzen und riefen nach der Zeche. Während Rodolphe die Gelder einstrich, schlug einer von ihnen den Waldläufer auf die Schulter. „Ein petit verre zum Abschied, mein Braver," sagte er, „wir müssen uns trennen."

Der Alte strich den Knebelbart und zeigte ein bestürztes Gesicht. „Wie? Die Herren verlassen uns? Pauvre Rodolphe, welch' ein Verlust für Dich!"

Die Offiziere lachten. „Vive la guerre," sagten

sie, indem sie mit ihm anstießen. Der Waldläufer schüttelte mit trübseliger Miene den Kopf. „Ach, meine Herren," sagte er, „daß dieses große Unglück bald ein Ende haben möchte."

„Uebrigens kann Monsieur Rodolphe unbesorgt sein," fuhr der Offizier fort, welcher dem Alten ein Glas hatte kredenzen lassen, „nach uns kommen Ulanen, und wir werden ihnen seinen Absinth und seinen Kaffee empfehlen."

„Ulanen?" fragte der Waldläufer; „aber das ist ja schrecklich."

Dieser Ausruf erweckte von Neuem die Heiterkeit der Offiziere. „Sie sind nicht so schlimm," hieß es, „diese Ulanen; man muß die Menschen nur kennen lernen, dann verlieren sie ihre Furchtbarkeit. Von Euch hier im Dorfe haben wir ja auch anders gedacht, bevor wir herkamen, wir glaubten Franktireurs und Menschenjäger zu finden, und im Grunde seid Ihr ja bons enfants."

„Sie werden das den Herren Ulanen sagen, nicht wahr?" fragte der Waldläufer hastig. „Wann kommen sie?"

„Morgen früh."

„Auch ein Bataillon?"

Man amüsirte sich über die Unkenntniß des Alten in militärischen Dingen. „Ulanen haben keine Bataillone," hieß es, „nur Schwadronen, eine Eskadron rückt morgen ein."

„Der Waldläufer wiegte den Kopf. „Immerhin," sagte er, „es ist schade, daß diese Herren gehen, es thut mir weh im Herzen."

Er schüttelte sich mit den Offizieren die Hände, und

eine Stunde später zog das Bataillon mit Trommelklang zum Dorfe hinaus, nach Westen zu, seinem neuen Bestimmungsorte entgegen. Auf einer Anhöhe, da, wo die Dorfstraße in's freie Feld mündete, stand der Forsthüter und ließ die marschirende Truppe bei sich vorbeiziehen. Jedesmal, wenn er einen Offizier erblickte, zog er sein Käppi vom Haupte, und wenn ihm die Offiziere lachend zuwinkten, verbeugte er sich. Dann kehrte er in das Dorf zurück und ging von Haus zu Haus und erkundigte sich, ob irgendwo noch Einquartierung zurückgeblieben sei; er fand nichts, die Deutschen hatten sammt und sonders den Ort verlassen.

Eine halbe Stunde darauf sah man eine Gestalt, welche aus dem nördlichen Ausgange des Dorfes herauskam und mit langen Schritten über die Felder hin dem Walde zustrebte, der sich dort wie ein dunkler Gürtel ausbreitete. Es war der Forsthüter. Nur von Zeit zu Zeit machte er Halt, um die Schneeklumpen abzustoßen, die sich unter seinen Hacken ballten, dann setzte er seinen hastigen Gang fort, bis er im Dickicht verschwand.

Die Nacht kam, aber mit ihr nicht die Stille, sondern ein dumpfes Geräusch, ein Getrappel von Schritten auf den Wegen und Stegen des Dorfes. Von draußen kamen Männer herein, theils einzeln, theils in Gruppen aus dem Dunkel auftauchend. Wenn sie in den Schein der Lichter traten, die an den bisher so dunklen Fenstern der Häuser aufgestellt waren, dann erkannte man struppige Bärte, kothbedeckte Kleider und Stiefel, Gestalten, denen man ansah, daß sie Tage, vielleicht Wochen lang kein Dach über ihrem Haupte gehabt hatten.

Wenn die Deutschen, welche heute ausmarschirt waren, hätten zurückblicken können, so würden sie nicht mehr gefragt haben, wo die männliche Bevölkerung des Ortes geblieben sei.

Aus den Häusern waren die Frauen herausgetreten und begrüßten sich mit ihren Männern, Vätern und Söhnen; hin und wieder hörte man ein lautes, lustiges Wort, ein gellendes Lachen, aber diese Töne schlugen nur wie Spritzwellen aus einem bleiernen Meere auf, die ganze Masse von Männern und Weibern bewegte sich mit halblautem Flüstern durcheinander. Plötzlich kam eine Strömung in die Menschenfluth und „Zu Rodolphe!“ hieß das Wort, das von Mund zu Mund als Losung ging und jedem Einzelnen seinen Weg vorschrieb.

Der große Saal des Herrn Rodolphe war ein geräumiges Viereck, dennoch war er kaum weit genug für die Masse von Männern und Frauen, die sich in denselben hereinschob. Einige wenige von der Decke herabhängende, mit schlechtem Petroleum gefüllte Lampen schickten ein spärliches Licht auf die Gruppen der Männer herab, die auf Stühlen und Tischen umhersaßen, das Gewehr um die Schulter gehängt, zornig und eifrig gestikulirend. Den Hut in's Genick zurückgeschoben, so daß die wilden Gesichter weit hervorquollen, so erzählten sie prahlend von ihren blutigen Heldenthaten. Offenen Mundes lauschten ihnen die Weiber, und ein wüstes Gelächter erhob sich, wenn der Erzähler recht drastisch zu malen verstand, wie der „Prussien“, dem er seine Ladung in den Leib gejagt, gleich einem Hasen Purzelbaum geschlagen und sich niedergelegt hatte.

Dumpfe, schwüle Hitze, Tabaksdampf und Schnapsgeruch erfüllten die Luft, der ganze Saal war wie ein Brutofen von Wuth, Leidenschaft und mörderischen Plänen.

„Zum Tode mit den Hunden von Prussiens,“ brüllte ein in der Mitte des Saales am Tische sitzender stiernackiger Kerl, indem er mit dem dicken Stiele seines Schnapsglases dröhnend auf den Tisch schlug. Ein johlendes Geheul, das sich aus allen Ecken und Enden erhob, bezeugte, daß seine Worte gezündet hatten.

„Die Hände sollen mir aus dem Grabe wachsen,“ fuhr er fort, „wenn ich einen einzigen von den Ulanen morgen lebendig aus dem Dorfe hinauslasse.“

„Sage ich auch,“ schrie ein junger Bursche, der dem andern am Tische gegenüber saß. „Wir sind fünfzig Gewehre, wir stellen uns in den Häusern hinter die Fenster und blasen sie, einen nach dem andern, aus dem Sattel!“

„Gut erdacht, meine Jungen, gut erdacht,“ sagte der Waldläufer, der von Tisch zu Tische ging, sich mit Allen in kurze Gespräche einließ und Allem, was gesprochen wurde, sein Ohr lieh. „Gut erdacht, aber auf die Weise geht es nicht.“

„Warum soll es nicht gehen?“ brüllte man ihn an.

„Weil die Ulanen immerhin über hundert Mann stark sind; bei dem ersten Schusse kehren sie auf den Hacken um, und wenn wir neunzig von ihnen über den Haufen schießen, so kommen immer noch zehn mindestens davon, und übermorgen ist unser Dorf vom Erdboden rasirt!“

„Aber sterben müssen sie, oder der Teufel soll mich

holen!" Der schwarze Riese, der das sagte, schlug abermals mit seinem Schnapsglase auf den Tisch, als wollte er die Platte zerschmettern.

„Und wer für ihr Leben spricht, ist ein Verräther!" schrie der ihm Gegenübersitzende.

„Nieder mit dem Verräther! nieder!" heulte und tobte es durch den weitläufigen Saal. Das Wort war gefallen, welches damals wie der Stich einer vergifteten Nadel das Gehirn der Franzosen traf. Die Männer sahen mit blutdürstigen Augen umher, die Stimmen der Weiber erhoben sich wie gellende Trompeten, die ganze Versammlung raste und lärmte sich in eine tolle, gegenstandslose Wuth hinein.

Schneidend und scharf über all' das Getöse hinweg vernahm man die Stimme des alten Forsthüters.

„So hört doch," rief er, indem er mitten im Saale Allen sichtbar stand. „Nicht nur bekommen sollt Ihr Eure Ulanen, Ihr sollt sogar noch Eure Bequemlichkeit dabei haben; aufessen sollt Ihr sie in aller Gemächlichkeit, zum Frühstück, zum Abendessen, wie es Euch beliebt."

„Willst Du sie uns anrichten?" hieß es zurück.

„Das will ich, und Euch das Salz und den Pfeffer dazu besorgen."

„Bravo, alter Wilddieb," hieß es; man lachte, man drehte sich um und blickte nach ihm. „Im Grunde hat der alte Racker doch die besten Gedanken unter seinem Schädel," vertraute man sich gegenseitig an.

„Wir werden die Ulanen wie einen Fleck auswischen," fuhr er fort, „hübsch leise, daß draußen Niemand etwas davon hört, versteht Ihr, wie ich's meine?"

Die glotzenden Augen, die sich mit stummer Frage auf ihn richteten, verriethen, daß man noch nicht verstand.

„Wir werden sie in's Dorf hereinlassen, wie wir das Bataillon vor ihnen hereingelassen haben," sagte der Forsthüter, „wir werden sie sicher machen, das wird nicht schwer fallen, denn die Prussiens halten uns für bons enfants — Du hast es gehört, Rodolphe — alsdann, in einer guten dunklen Nacht, werden wir dafür sorgen, daß die Offiziere allesammt hier bei Rodolphe versammelt sind, von ihren Mannschaften getrennt, und die Mannschaften werden wir im Laufe des Tages fleißig mit unserem guten Wein begossen haben, den diese Bettler nicht vertragen können, weil sie selber keinen haben; sodann werdet Ihr, meine Jungen, hübsch leise herangekommen sein; ein Dutzend von Euch, und zwar diejenigen, die am schärfsten zu reißen und zu beißen verstehen, werden hier durch Thüren und Fenster hereinbrechen und mit den Prussiens eine Unterhaltung beginnen — Ihr versteht? ohne zu schießen, hübsch leise mit dem Messer in der Hand; und wenn Jeder von Euch seinen Prussien an die Diele genagelt hat, dann werden wir weiter gehen, zu den Quartieren der Ulanen, jeder Mann an sein eigenes Haus, und diese Damen werden dafür gesorgt haben, daß die Thüren, hinter denen sie schnarchen, hübsch offen alle sind, damit es keinen Lärm macht, wenn wir zur Visite bei ihnen eintreten, und werden uns genau sagen, wie viele es sind, und wo sie liegen — und am nächsten Morgen werden die Prussiens ihren Kaffee beim guten alten Petrus oder beim Satan trinken."

Eine tiefe Stille trat nach diesen Worten ein. Die lautesten Schreier von vorher verstummten, wie Renommisten immer zu thun pflegen, wenn sie plötzlich zur That gerufen werden. Es war, als wäre eine dunkle, schreckliche Gestalt unhörbaren Schrittes eingetreten und hätte sich mitten unter sie gesetzt, eine Gestalt, die man prahlend in Gedanken oftmals heraufbeschworen hatte und deren gräßliches Gesicht man jetzt zum ersten Male wirklich sah: der Mord. Nicht der Mord des Einzelnen, im Walde aus dem Verstecke verübt, sondern der Massenmord in dunkler Nacht, mit allen Schrecken tückischer Ueberlegung geplant und vollbracht. Der Einzige, der nichts von der allgemeinen Beklemmung zu fühlen schien, war der Waldläufer selbst.

„Begreift Ihr nun, was ich damit sagen wollte," fuhr er fort, indem seine Lippen sich zu einem satanischen Lächeln breitzogen, „daß wir sie wegwischen würden wie einen Fleck?" Sobald wir unsere Arbeit besorgt haben, verscharren wir sie mit ihren Pferden, die wir vorher abgestochen haben, mit ihren Waffen und ihrem Gepäck — fort werden sie sein vom Erdboden, weggewischt, verschwunden — kein Stück von ihnen soll übrig bleiben — und wenn die Prussiens von draußen kommen und nach ihnen fragen — bah — wir wissen von nichts — haben nichts gesehen von Ulanen — zu uns sind keine gekommen — haben vielleicht den Weg verfehlt, sind vielleicht nebenan geritten, in's Nachbardorf — bitte, sehen Sie nur zu, Messieurs — ha ha ha." — Er brach in ein schneidendes Gelächter aus, indem er den Stuhl, neben dem er stand, krachend auf den Boden stieß, und dieses

Lachen löste den Bann, der auf allen Seelen und Lippen lag.

„Eine Idee! Eine Teufelsidee!" schrie der Schwarze, der ihm zunächst saß und mit stieren Augen zu dem Sprecher emporgeschaut hatte, und „es ist eine Idee!" ging es wie ein Echo durch den ganzen Saal.

„Aber Du weißt," sagte Rodolphe, der hinter dem Schanktisch vorgekommen war und die Gläser auf's Neue füllte, wie vorsichtig und mißtrauisch die verdammten Prussiens sind; wenn drei von ihnen schlafen, stehen viere immer Wache."

„Habe ich Dir nicht gesagt," erwiderte der Forsthüter, indem er ihm sein Glas hinhielt, „daß wir sie sicher machen werden? Dazu müssen uns diese Damen helfen."

Die Frauen lauschten auf und drängten näher, als sie hörten, daß von ihnen die Rede war.

„Ja ja, meine schönen Damen," fuhr der Alte fort, „wenn Sie zurückhaltend bleiben wie bisher, dann ist's kein Wunder, daß die Prussiens nicht aus dem Mißtrauen herauskommen; ein wenig freundlich müssen Sie sich zeigen, ein wenig entgegenkommend."

„Pest — sie sollen schön thun mit diesen Hunden von Allemands?" Ein dumpfes Gemurr unter den Männern bekundete, daß dieser Vorschlag wenig Anklang fand.

„Das große Unglück," sagte der Waldläufer verächtlich, ich bin freilich kein verheiratheter Mann, aber wenn ich's wäre und wüßte, daß ich jede Umarmung, die man meiner Frau zu Theil werden läßt, fünf Minuten später mit einem famosen Messerstich rächen könnte

— Sakrament — darauf hin möcht' ich noch jetzt auf meine alten Tage heirathen!"

„Darin hat er auch wieder recht," sagte der Schwarze, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, „wir werden wie Wölfe über sie kommen und unsere Stöße werden um so tiefer sitzen."

„Außerdem — für das Vaterland" — hörte man hier und da.

„Ja, die Frauen müssen uns helfen," entschied plötzlich die allgemeine Stimme, „sie müssen uns die Prussiens ins Netz locken."

Die Frauen hatten bisher kichernd diesen Berathungen zugehört und sich gegenseitig heimlich angestoßen, nun wurden sie still, die Sache ward ernst. Der Gedanke an das, was man von ihnen verlangte, drang in ihr Blut, und die Glut, welche er darin erzeugte, trat in der dunklen Röthe ihrer Wangen zu Tage. „Aber man möchte doch gerne genauer wissen, was man zu thun hat," sagte Eine von ihnen, ein schönes, schlank gewachsenes Weib mit keckem, lächelndem Gesicht.

„Eine französische Frau, und fragt, wie man es anzufangen hat, um liebenswürdig zu sein?" fragte der Forsthüter, indem er die Sprecherin mit eingekniffenen Augen von der Seite ansah. „Parbleu, man empfängt die Einquartierung an der Hausthür, man freut sich, daß man endlich einmal diese berühmten Ulanen so in nächster Nähe sehen kann, man hat sich vor ihnen gefürchtet — hu — schrecklich gefürchtet, aber man findet sie liebenswürdig, wahrhaftig, viel liebenswürdiger als die Infanterie, die vor ihnen dagewesen ist."

Der Alte begleitete alle diese Worte mit so tollen

Grimassen, daß seine Zuhörerinnen in helles Gelächter ausbrachen und jauchzend in die Hände klatschten. Die finsteren Gesichter der Männer lächelten, und plötzlich bemächtigte sich eine grausam lüsterne, wilde Lustigkeit der ganzen Gesellschaft. „Einen Tanz!“ ertönte es, „einen Tanz!“

Im Augenblicke aber, als man Tische und Stühle bei Seite zu räumen begann, erhob sich noch einmal die Kommandostimme des Waldläufers.

„Noch einen Moment, meine Kinder,“ rief er, „noch einen Moment! Dies Wort bringt mich auf einen guten Gedanken: Diese Prussiens, und namentlich die Offiziere, gehen nie ohne Säbel und Revolver; das könnte unbequem für Euch werden, wenn Ihr hereinkommt. Wir werden es veranstalten, daß sie an dem Abende, wenn sie hier bei Rodolphe sind, tanzen; dabei müssen sie die Waffen ablegen und dann ist die Arbeit halb gethan.“

„Mit wem sollen sie tanzen?“ fragte Rodolphe.

„Mit Deinen Stühlen nicht,“ antwortete der Alte, „aber mit den Damen. Diese Damen werden die Gefälligkeit haben, sich hier einzufinden, nicht alle, etwa ein Dutzend, sie werden sich hübsch gemacht haben und werden sehr artig und liebenswürdig sein, und werden sich untereinander beklagen, daß man keine Männer zum Tanzen hat und dann — werden sie mit den Prussiens tanzen.“

„Aber das wird auffallen, wenn wir hier plötzlich ohne Grund und Ursache erscheinen,“ sagte die Schlanke, die sich zur Vorsprecherin für ihr Geschlecht machte.

„Gut bedacht, meine Allerschönste,“ sagte der Forst-

hüter; „darum werden wir den Prussiens erzählen, wir feierten ein Fest, ein häusliches Fest bei Rodolphe — zum Beispiel —“ er schien zu überlegen, „je nun, zum Beispiel seine Verlobung.“

„Sapristi,“ sagte Rodolphe, indem er in ein polterndes Gelächter ausbrach, „Du verlobst mich, alter Baumspecht? Hast Du mir schon eine Braut ausgesucht?“

Der Waldläufer ließ die Augen rings umhergehen, dann erfaßte er die Hand des Wirthes, der dicht neben ihm stand. „Was bekomme ich,“ fragte er mit heiser unterdrückter Stimme, „wenn ich sie Dir verschaffe? Wär' es auch nur für eine Nacht?“

„Wen?“ erwiderte der Gefragte. Der Waldläufer nickte stumm nach einer entlegenen Ecke des Saales hin.

Ein breites Grinsen legte sich über Rodolphe's Züge; Aller Augen wandten sich nach der bezeichneten Ecke, und „Reine Gouyou“ ging es wie ein Lauffeuer von Mund zu Munde.

Als diese, welche bisher aufmerksam lauschend, aber ohne sich unter die übrigen Frauen zu mischen, an einem Tische für sich gesessen hatte, ihren Namen im ganzen Saale ertönen hörte, erhob sie sich, wie von einem plötzlichen Schreck erfaßt und ging auf die Thür des Saales zu.

Nun aber brach ein wüstes Gejohle und Geschrei aus. „Man geht nicht fort, wo Patrioten sich berathen,“ grunzten die Männer, und „man ist keine Königin, sondern eine Frau wie alle anderen,“ kreischten die Weiber.

Das Geschrei ward zum Geheul und nahm einen so bedrohlichen Ton an, daß die Frau unwillkürlich

stehen blieb. Ihr Gesicht war leichenblaß, ihre großen dunklen Augen blickten geängstigt umher.

„Die Bürger werden mich nicht deshalb für eine schlechte Patriotin halten,“ sagte sie leise, indem sie zu lächeln versuchte, „weil ich nach meiner Wirthschaft sehen muß?“

„Ach was Wirthschaft,“ gab der schwarze Spektakelmacher roh zur Antwort, „es handelt sich jetzt nicht darum, sondern um das Vaterland! Haben wir nicht alle unsere Wirthschaft? Sind wir deshalb weniger in den Wald hinausgegangen und haben wir nicht Alles stehen und liegen lassen?“

„Allerdings, allerdings,“ bestätigte das brüllende Echo.

„He, meine Freunde, wozu diese Aufregung,“ wandte sich beschwichtigend der alte Forsthüter an die Erhitzten, indem er zwischen sie und Reine Gouyou trat. „Madame Gouyou ist eine kluge Frau, und eine gute Patriotin, das werde ich am besten wissen, da ich der Aelteste von Euch bin, und sie wird sich's überlegen, daß es nicht zu viel verlangt heißt, wenn sie einen Abend lang von den Prussiens für die Verlobte unseres braven Rodolphe gehalten wird — nicht wahr, Madame Gouyou?“

Die Frau hatte gesenkten Hauptes diese mit häßlicher Freundlichkeit gesprochenen Worte angehört, ihr Busen hob und senkte sich.

„Warum denn gerade ich?“ seufzte sie leise.

„Weil die Prussiens eine schlechte Meinung von Rodolphe's Geschmack bekommen würden, wenn er sich mit einer weniger Schönen verlobte,“ erwiderte der Forst=

hüter, indem er sich hämisch lächelnd den Knebelbart strich.

„Und weil man nicht von heute erst weiß, daß man denen da aus der Normandie nicht trauen darf," eiferte die schlanke Schöne, die sich als besonders energische Widersacherin zeigte, „weil man fürchten muß, daß, wenn man sie nicht unter Augen hält, an dem Abende, wo es gilt, sie uns womöglich an die Prussiens verräth!"

Reine Gouyou maß die Sprecherin mit einem finster-verächtlichen Blicke. „Verleumderin!" sagte sie kurz und dumpf, und dieses Wort brachte die Angreifer für den Augenblick zur Ruhe; man fühlte, daß es aus einem gut französischen, patriotischen Herzen kam.

Rodolphe trat herzu und legte mit täppischer Liebenswürdigkeit seine Hand auf ihre Schulter. „Sie wissen ja doch, Madame Gouyou," sagte er —

Reine Gouyou zuckte zusammen, als sie seine Berührung fühlte.

„Fassen Sie mich nicht an!" stieß sie hervor, indem sie unwillkürlich einen Schritt von ihm zur Seite trat. Rodolphe stand mit dummem, verblüfftem Gesicht und nun erhob sich das kaum beschwichtigte Gemurr noch drohender als zuvor.

„Was? Sie will die Stolze spielen? Vielleicht wohl, weil ihr alter Geizkragen von Mann ihr einen Sack mit Geld übriggelassen hat? Sie will sich dem Willen des Volkes widersetzen? Die Verrätherin! Die Verrätherin!"

Immer häufiger, immer wilder ertönte das verhängnißvolle Wort, und Reine Gouyou bemerkte mit Schrecken, wie die Bewohnerschaft des Dorfes ihr feind-

selig gegenüberstand. Die Stimmung war bis zum Siedegrad erhitzt, und die Gewaltthat hing über ihrem Haupte. Es blieb ihr kein Ausweg, sie mußte sich ergeben.

Wie um den Sturm zu beschwichtigen, erhob sie die Hand. „Ich sage nicht, daß ich nicht will," sprach sie, „nur das Eine möchte ich noch einmal fragen: es ist Alles nur zum Schein? und am nächsten Tage wird Alles wieder sein, wie es zuvor gewesen ist?"

„Das sagten wir Ihnen ja," erwiderte der Forsthüter, „am andern Morgen sind Sie wieder frei, falls Rodolphe nicht Macht gewonnen haben sollte über Ihr sprödes Herz."

Reine Gouyou preßte die blassen Lippen auf einander. „Es ist gut," sagte sie, „es wird also geschehen."

„Das ist ein Wort! So ist's recht!" ertönte es von allen Seiten; die Erklärung ihrer Unterwerfung wurde mit Beifall begrüßt, man hatte den Eigensinn der stolzen Wittwe gebrochen, und das Wonnegefühl, mit dem man sich jetzt der unterbrochenen Tanzfreude wieder hingab, wurde durch die Wollust der Grausamkeit zur Raserei gesteigert. Man hatte ein Gefühl, als tanze man auf den blutigen Leichen der Prussiens und auf dem in Qualen sich windendem Leibe von Reine Gouyou.

Sobald die wüste Tanz-Orgie begann, war diese lautlos aus dem Saale verschwunden.

Ein trübes Gespinnst farbloser Wolken bedeckte den grauen Winterhimmel, als Reine Gouyou am Morgen des nächsten Tages nach einer dumpfen, schlechten Nacht ans Fenster trat und auf die menschenleere Dorfstraße hinausblickte.

Wie öde war der Anblick. Heute zum ersten Male empfand sie das, obschon sie das Bild seit Jahren kannte; heute zum ersten Male fühlte sie sich einsam, obschon sie jahrelang einsam gewesen war. Daß sie im Dorfe nicht besonders geliebt wurde, hatte sie sich schweigend wohl gesagt, daß sie aber so gehaßt wurde, das hatte sie erst gestern Abend erfahren.

Sie dachte daran, ihr Besitzthum zu verkaufen und das Dorf zu verlassen, obschon sie nicht wußte, wohin sie sich wenden sollte. Aber jetzt gleich ließ sich das nicht bewerkstelligen, jetzt war zunächst das zu ertragen, was man ihr auferlegt hatte, und bei dem Gedanken an das Bevorstehende war es ihr, als zöge sich ein Strick um ihr Herz und ihre Eingeweide. Sie ging in die Küche, um sich ein Frühstück zu bereiten, aber nachdem sie es gethan, ließ sie es unberührt stehen, sie konnte nichts essen. Am Küchenherde setzte sie sich nieder und starrte vor sich hin. Ein lastendes Unglücksgefühl, ein Bewußtsein tiefer, trostloser Verlassenheit schwoll in ihr auf, lautlos begann sie zu weinen. Sie regte kein Glied und hob keine Hand, um die tropfenden Thränen zu trocknen, wie ein Stein saß sie an die Steine des Herdes gelehnt.

Als es gegen Mittag war, hörte sie von der Straße her Geräusch, Pferdegetrappel und Klappern von Hufen. Eiskalt ging es ihr am Rücken hinab — die Ulanen! — Anfänglich wollte sie an ihrem Platze sitzen bleiben, wollte nichts hören und sehen, sondern das Schicksal kommen lassen, wann und wie es kam. Aber die Neugier siegte, und sie verließ die Küche, um

an das Fenster ihres ebenerdig nach der Straße gelegenen Zimmers zu treten.

Unmittelbar vor ihrem Hause hatte sich eine Gruppe von Frauen des Dorfes versammelt, und es war offenbar kein Zufall, daß sie dort standen, denn im Augenblick, als Reine Gouyou hinter den Scheiben des Fensters erschien, wandten sich die Köpfe aller Frauen zu ihr hin. Mit spöttischen Knixen wurde sie begrüßt. Sie trat in das Zimmer zurück, aber sobald sie vom Fenster verschwunden war, klopften Hände an letzterem an. Wohl oder übel mußte sie das Fenster öffnen.

„Guten Morgen, Madame la Reine!" rief es zu ihr hinein, „wir wollten Ihnen nur unsere Aufwartung machen und uns Ihnen vorstellen als Ihre Brautjungfern zu Ihrer Verlobung mit Rodolphe."

Reine Gouyou hatte wie geistesabwesend auf die Schwätzerinnen herabgeblickt, erst das Gekicher derselben erweckte sie. Hastig warf sie das Fenster zu und verschwand. Mit gerungenen Händen ging sie im Zimmer auf und nieder; sie fühlte, daß es kein Entrinnen für sie gab, daß sie auf Schritt und Tritt umgeben war von den unerbittlichsten Spionen, von erbosten Weibern. „Was habe ich ihnen gethan?" sprach sie leise klagend vor sich hin, „was habe ich ihnen gethan?" Sie machte ihre Schmerzenserfahrungen mit dem Neide.

Unterdessen war die Schwadron weiter eingerückt, und mitten im Zimmer stehend, sah Reine Gouyou sie vorüberziehen. Ueber das Fenstergesims hinweg schaute sie gerade in die Gesichter der Ulanen. Sie sah die wettergebräunten Züge, die stolze sichere Heiterkeit der

kühnen Augen, die rechts und links an den Häusern emporblickten, und obschon es sie beim Anblick der starrenden Lanzen schaudernd ergriff, indem sie sich vergegenwärtigte, wie oft diese furchtbaren Lanzen französisches Blut getrunken hatten, fühlte sie sich doch wie von einer zwingenden Gewalt an die Stelle gebannt, wo sie stand. Sie konnte den Blick nicht abwenden, sie mußte an das Fenster treten und der langsam dahinziehenden kriegerischen Schaar mit den Blicken folgen, so weit sie vermochte. Unwillkürlich erschienen vor ihrer Seele andere Gestalten, welche neben diese ruhigen, schweigenden Männer traten, die, welche sie gestern Abend gesehen hatte, mit den verzerrten Gesichtern, mit den heiser brüllenden Stimmen — und wenn sie diese mit jenen dort verglich — Reine Gouyon fuhr mit der Hand über die Stirn und blickte entsetzt um sich, sie war allein, auch die Weiber draußen waren hinter den Ulanen dreingelaufen — aber wie kam es, daß sie plötzlich das schreckliche Wort von gestern Abend in ihren Ohren zu vernehmen glaubte: Verrätherin?

Eine Viertelstunde später klopfte es an die Thür ihres Hauses, und als sie auf den Flur trat, blieb sie regungslos auf der Schwelle ihres Zimmers stehen; vor ihr stand ein preußischer Ulan. Er hielt mit einer Hand die Klinke der geöffneten Pforte, mit der andern den Zügel seines hinter ihm stehenden Pferdes. Reine Gouyon starrte ihn mit weit aufgethanen Augen an; ein blühendes, von der Winterluft frisch geröthetes Jünglingsgesicht blickte ihr entgegen.

„Aengstigen Sie sich nicht, Madame,“ sagte der

Ulan, „ich beklage, daß ich Ihnen zur Last fallen muß, aber ich werde mich bemühen, Ihnen so wenig Unbequemlichkeit zu verursachen, als möglich. Wollten Sie die Freundlichkeit haben mir zu sagen, wo ich mein Pferd einstellen kann?"

Er sprach fließend französisch, und wenn sie in preußischen Militärdingen bewandert gewesen wäre, so würde sie an den schwarzweißen Schnüren, welche die Achselklappen seines Mantels einfaßten, erkannt haben, daß er ein Freiwilliger war.

Keines Wortes fähig, neigte sie schweigend das Haupt und schritt an ihm vorüber zur Thür des Hauses hinaus, indem sie ihn, mit dem Haupte winkend, aufforderte, ihr zu folgen. An die Ecke des Wohnhauses stieß die Mauer des Hofes, und in der Mitte derselben war eine große hölzerne, mit einem eben solchen Pflocke verschlossene Pforte. Sie bemühte sich, den Pflock aus der eisernen Oese zu ziehen, in der er steckte, aber das Holz war durch Nässe, Frost und langen Nichtgebrauch verquollen.

„Erlauben Sie mir," sagte der Ulan, als er ihre vergeblichen Anstrengungen sah. Er trat hinzu, aber der Pflock saß so fest, daß er mit beiden Händen zugreifen mußte.

„Wollten Sie mir einen Augenblick das Pferd halten?" fragte er. Sie nahm die Zügel aus seiner Hand, das Pferd beugte leise schnobernd seinen Kopf zu ihr nieder; es war des Freiwilligen eigenes Pferd, ein edles Thier. Reine Gouyou blickte ihm in die Augen; wie schön sie waren, wie treu und vertrauensvoll. Unwillkürlich streichelte sie ihm den schlanken

Hals, im selben Augenblick aber ließ sie die Hand sinken, als hätte sie sich verbrannt — das Pferd des Prussien!

„Endlich!" sagte der Ulan, indem er den Pflock mit einem letzten kräftigen Ruck aus der Oese springen ließ. „Wenn Sie erlauben, so werde ich das Eisen nachher ein wenig einölen, es ist etwas verrostet."

Er stieß den einen Flügel des Thorweges auf, dann nahm er ihr die Zügel wieder ab, die sie ihm schweigend ließ, wie sie sie schweigend genommen hatte. „Schönen Dank," sagte er treuherzig, „dort drüben ist der Stall? nicht wahr?" Sie nickte und ging ihm gesenkten Hauptes voran.

„Holla, Egmont," sagte er, indem er seinen Fuchs auf den Hals klopfte, „solch schönen Stall hast Du lange nicht zu Gesicht bekommen, alter Kerl."

Während er sein Pferd absattelte, stand Reine Gouyou an den Pfosten der Stallthür gelehnt und sah dem jungen Soldaten zu. Er hatte den Mantel ausgezogen und die Czapka abgelegt, seine schlanke Gestalt bewegte sich in kraftvoller Geschmeidigkeit, volles, blondes, leicht gelocktes Haar umgab sein Haupt.

„Ein geräumiges Dorf, Madame," sagte er, in seiner Thätigkeit plaudernd, „wir sind untergebracht wie die Könige, jeder Einzelne beinah in einem Hause für sich, das thut gut, wenn man wochenlang unter kein Dach gekommen ist und auf Vorposten gelegen hat. Uebrigens denke ich," fuhr er fort, als er keine Antwort erhielt, „daß wir nicht allzulange Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehmen werden, es wird bald Friede werden, dann ziehen wir nach Haus, und Sie

sind die Prussiens los —“ er lachte und schaute über den Rücken seines Pferdes zu der stummen Frau hinüber — „es wird Ihnen keinen großen Kummer bereiten, nicht wahr?“

Reine Gouyou wandte das Haupt zur Seite. „Der Herr wird etwas zu essen wünschen?“ sagte sie.

„O, wenn Madame die Güte haben will,“ erwiderte der Ulan.

„Es ist meine Pflicht,“ sagte sie kurz und hart.

Jetzt trat von der anderen Seite Stillschweigen ein, und als sie einen Blick hinüberschweifen ließ, sah sie, wie das Gesicht des jungen Mannes bis über die Stirn erröthet war. Er hatte sich ganz seinem Pferde zugewandt, scherzte mit ihm, liebkoste es, streute ihm Futter in die Krippe und das edle Geschöpf beantwortete mit leisem Schnauben die Freundlichkeit seines Gebieters.

Reine Gouyou verließ den Stall, aber sie ging langsam und in der Mitte des Hofes blieb sie stehen und kehrte noch einmal zurück.

„Wenn der Herr“ — sagte sie, und in ihrer Stimme war ein Stocken — „wenn der Herr — nachher sein Zimmer zu sehen wünscht“ —

„Ich werde die Ehre haben, bei Madame nachher vorzusprechen,“ antwortete der Ulan.

Er war damit beschäftigt, das Zaumzeug an dem Riegel aufzuhängen, der in dem Thürpfosten angebracht war, und auf die Art geschah es, daß er jetzt dicht neben ihr stand.

„Madame hat Kummer?“ fragte er plötzlich, indem er in seiner Beschäftigung innehielt und sich zu ihr

wandte. Unwillkürlich wich sie einen halben Schritt zurück.

„Weshalb?“ fragte sie, ihn mit großen Augen anblickend.

„O — ich glaubte,“ erwiderte er, „Ihr Gesicht schien mir so betrübt — und in einer Zeit wie diese —“ er schwieg und putzte an seinem Zaumzeug, dann erhob er noch einmal das Gesicht zu ihr: „ich glaubte, Sie hätten vielleicht Jemanden verloren?“

Eine tiefe Blässe, der ein heißes Erröthen folgte, überflog das Antlitz der Frau, und in dem schweigenden Wechsel der Empfindungen gewann dieses Antlitz eine beinah großartige Schönheit. Langsam schüttelte sie das Haupt. „Ich habe keine Verwandten bei der Armee,“ sagte sie, „und ich habe nichts zu verlieren.“

Sie wandte sich hastig um und verschwand im Hause. Als Reine Gouyou in ihre Küche gekommen war, ging sie in die entfernteste Ecke, setzte sich nieder und drückte die geschlossenen Augen tief in die Hände. Es that ihr wohl, sich für einen Augenblick so in der Nacht zu verlieren, nichts zu sehen und zu denken. Dann erhob sie sich, stellte Tiegel und Töpfe auf dem Herde zurecht, um Essen zu bereiten, und während sie das that, fiel es ihr ein, daß das Thor des Hofes offen geblieben war. Sie machte sich auf den Weg, um es zu schließen. Weshalb? Sie wußte selbst nicht, aber sie hatte ein Gefühl, als bewahrte sie in ihrem Hause ein Geheimniß, das Niemand sehen sollte, Niemand, und vor Allem nicht die abscheulichen, lästernden Weiber. Als wenn sie etwas Verbotenes thäte, ging sie mit schnellen Schritten um das Haus herum — nicht über

den Hof, und als sie den Thorflügel zugezogen, und Niemand sie dabei gesehen hatte, athmete sie auf. — Was hatte sie zu verheimlichen? was zu verbergen? nichts. War etwas geschehen, was sie hätte bezeichnen, beschreiben können? nein — und doch hatte sie das Gefühl von etwas Neuem, Großen, Schrecklichen und Wunderbaren, was plötzlich da war, wo vorher nichts gewesen war. Sie wußte nicht, was es war, sie begriff es nicht, denn es war ein so dunkles, räthselhaftes Gefühl, aber wenn Jemand es ihr hätte erklären wollen, so würde sie sich die Ohren zugehalten haben; sie wollte nicht wissen, wollte nicht aufwachen, nur lauschen wollte sie auf das tiefe, leise, heimliche Wogen ihres Blutes, auf die schauernde Wärme, die ihre innersten Organe überhauchte, während ihre Hände und Füße im Frost erzitterten.

Sie ging in die Küche zurück, sah noch einmal nach ihren Töpfen und Kasserollen auf dem Herde und dann, von einer seltsamen Unruhe erfaßt, stieg sie die Treppe hinauf, die vom Flure zu dem Giebelzimmer führte, in welchem der Ulan wohnen sollte. Meister Gouyou, ihr verstorbener Mann, hatte wenig Sinn für behagliche Ausstattung seines Hauses und wenig Neigung gehabt, Geld dafür auszugeben. Es war ein sehr einfacher Raum, der nur dasjenige enthielt, was ein Bewohner nothdürftig brauchte: eine Bettstatt, einen Tisch und ein paar Stühle. Sie ließ ihre Blicke durch das kahle Gemach dahingehen.

Indem sie die Klinke der Thür erfaßte, bemerkte sie, daß an letzterer weder Schloß noch Riegel war — das Zimmer war nicht verschließbar. Sie hatte nicht

daran gedacht, weil sie den Raum selten oder nie benutzte; sinnend hielt sie die Thür in der Hand. Plötzlich fiel ihr ein, was jener gestern Abend gesprochen hatte: „Die Damen werden dafür sorgen, daß die Thüren offen sind, hinter denen sie schlafen," und indem sie dieser Worte gedachte, überfiel es sie wie ein jäher, fürchterlicher Schreck. Das Schicksal selbst war es, das sie durch Zufall dieses Zimmer auswählen hieß, das so vortrefflich zur nächtlichen „Visite" bei dem Prussien geeignet war.

„Ich habe es nicht gewußt" — halblaut sprach sie es vor sich hin, als wollte sie sich vor sich selbst rechtfertigen. Im Geiste überlegte sie, ob und wie sie ihn anders unterbringen konnte, aber bevor sie noch einen Gedanken hatte fassen können, vernahm sie Schritte auf der Treppe, und das blonde Haupt des jungen Ulanen blickte um die Treppenbiegung zu ihr hinauf.

Ueberrascht blieb er stehen, denn es bot sich ihm ein sonderbarer Anblick: mit schlaff herabhängenden Armen stand die Frau an die Wand gelehnt und blickte mit starren, entsetzten Augen zu ihm hinunter. Er faßte sich indessen rasch und stieg die letzten Stufen hinauf.

„Ist das die Stube, wo ich wohnen soll?" fragte er, indem er auf das vor ihm liegende, geöffnete Zimmer hinwies.

Sie nickte stumm. Er zögerte einzutreten.

„Aber es scheint Ihnen unangenehm?" fragte er. Sie schüttelte hastig das Haupt. „Es — es ist so wenig behaglich eingerichtet," sagte sie und ihre Lippen stammelten, als sie das sprach.

„O, was das anbetrifft," entgegnete er lachend, „das hat für einen Soldaten nicht viel zu bedeuten." Er blickte hinein. „Ein Bett," sagte er, „ein Stuhl und ein Tisch, auf dem man einen Brief schreiben kann — was soll man mehr verlangen?"

Er trat über die Schwelle. Ob er bemerken würde, daß die Thür sich nicht verschließen ließ? Mit der Angst des bösen Gewissens paßte sie auf. Er sah aber die Thür gar nicht an, sondern fing sogleich an, seine Waffen und sein Gepäck im Zimmer abzulegen. Reine Gouyou war hinter ihm stehen geblieben und sah ihm zu; so ruhig verfuhr er, so sicher und heiter, als wenn es gar nicht möglich gewesen wäre, daß ihm irgend welche Gefahr drohte. Wenn er geahnt hätte, daß dieses Zimmer ein Sterbezimmer war — wenn sie es selbst ihm sagte —? Unwillkürlich öffneten sich ihre Lippen, preßten sich aber krampfhaft wieder aufeinander — „Verrätherin!" flüsterte sie tonlos in sich hinein.

Endlich wurde es ihr unerträglich, so gewissermaßen lauernd hinter ihm zu stehen.

„Das Essen wird bald fertig sein," sagte sie, „wenn der Herr vielleicht in einer halben Stunde hinunterkommen will?"

„Recht," entgegnete er, „bis dahin werde ich noch Zeit haben, einen Brief zu schreiben." Er hatte bei diesen Worten ein mit grünseidenem Bande kreuzweise umwundenes Päckchen aus seinem Mantelsack hervorgezogen. „Sehen Sie hier," sagte er, indem er ihr dasselbe lächelnd vor die Augen hielt; „lauter Briefe, die ich während des Krieges erhalten habe."

„Aus Ihrem Lande?" fragte sie.

Er lachte gutmüthig, weil er merkte, daß sie ihn für einen Bauernsohn hielt. „Mein Land,“ sagte er, „ist eine Stadt und die Briefe sind von meiner Mutter und meiner kleinen Schwester.“ Er hielt das kleine Packet in der Hand, und seine Augen leuchteten in stiller Freude, während er die geliebten Schriftzüge betrachtete. „Sehen Sie, Madame,“ fuhr er fort, „dies Band hier hat meine Schwester mir aufgenöthigt, weil grün, wie sie behauptet, Glück brächte — der kleine Aberglaube — aber was das Tollste ist, sie hat Recht behalten; ich habe Tage durchgemacht, nach denen ich, wenn es Abend wurde, meine Glieder angesehen und mich im Stillen gewundert habe, daß ich sie noch heil und gesund besaß. Ich habe nie etwas abbekommen, und nun, denke ich, sind wir so ziemlich glücklich über die Gefahr hinweg, denn jetzt steht der Friede vor der Thür.“ Er warf das Briefpacket mit einem Seufzer der Erleichterung auf den Tisch. Reine Gouyou stand noch immer wie angewurzelt an der Schwelle, und als er zu ihr umblickte, sah er ihre Augen wieder mit dem Ausdrucke stummen Entsetzens auf sich gerichtet, den er vorhin wahrgenommen hatte, und den er sich nicht erklären konnte. Als sie seine Ueberraschung bemerkte, senkte sie das Haupt und nickte hastig. „Ja wohl,“ sagte sie, „sehr richtig, sehr richtig — also — der Herr wird sich nachher bemühen?“

„Wann und wo es Madame beliebt,“ antwortete er, indem er sich artig verbeugte.

Wer jetzt in die Küche hätte blicken können, in welcher Reine Gouyou wieder am Herde stand, der würde daselbst eine Frau gesehen haben, die wie in

einem traumhaften Zustande mechanisch schaffte und hantirte. In ihren Ohren war ein dumpfes Rauschen und Brausen, und aus dem allgemeinen Getöse, welches ihr Inneres erfüllte, klang immer wieder ein einzelnes, bestimmtes Wort heraus: „meine Mutter und meine kleine Schwester.“ Sie überraschte sich dabei, wie sie es ein über das andere Mal vor sich hin sprach, und indem sie diese Wahrnehmung an sich machte, kam ihr plötzlich der sonderbare Gedanke, wie es sein würde, wenn sie seine Mutter wäre. Ein unbeschreiblich wonniges Gefühl überströmte sie bei diesem Gedanken; sie unterbrach sich in ihrer Thätigkeit, und vor sich hinstarrend versank sie in den Bildern ihrer Phantasie. An der Treppe oben würde sie den Heimkehrenden erwarten — ihr Töchterchen, seine kleine Schwester, würde ihm entgegengelaufen sein bis an die Hausthür — dann würde sie seinen Schritt auf den Stufen hören, und sie fühlte deutlich, wie sie bei diesem Klange zittern würde — dann würde sein Angesicht um die Biegung der Treppe blicken — so wie es vorhin zu ihr hinaufgeschaut hatte — zwei Sprünge alsdann, und sein Haupt würde an ihrer Brust liegen, das junge, schöne, holdselige Haupt! Und wie sie sich herniederbeugen, wie sie es küssen, mit Küssen bedecken würde dieses Haupt, dieses Haar, wie sie es an sich drücken würde mit ihren umfangenden Armen, — ohne zu wissen, was sie that, hob Reine Gouyou beide Arme leise empor und ein leiser Seufzer glitt über ihre Lippen. Dann würde er sich aufrichten und ihr in's Gesicht schauen, mit dem sanften, freundlichen Lächeln, wie er vorhin zu ihr hinübergeschaut hatte, über sein Pferd hinweg, und

dann würde er sagen: „Hast Du Kummer, Mutter?“ Reine Gouyou drückte die Hand auf das Herz, es war etwas Warmes in ihr Herz gekommen, etwas Süßes, Seliges, als wenn Eis über ihrem Herzen gelegen und die Sonne hindurch geküßt hätte an einer Stelle; das war in dem Augenblick geschehen, als er zu ihr sprach: „Madame hat Kummer?“ Das war die Stelle, wo dieser freundliche, gute, innige Ton in ihre Seele gedrungen war.

Sie schüttelte das Haupt, sie wischte sich über die Stirn, als wollte sie etwas Unmögliches fortwischen. — „Der Prussien,“ sagte sie leise vor sich hin, indem sie ihre Arbeit wieder aufnahm.

Sie vergegenwärtigte sich Alles, was sie Schreckliches über diese Ulanen vernommen hatte, und erinnerte sich, wie sie früher, wenn sie dies Wort aussprechen hörte, das Gefühl gehabt hatte, als spräche man von einer Art wilden Thiers, nicht aber von Menschen. Sie dachte auch daran, wie sie gestern Abend ganz ruhig zugehört hatte, als man den Plan zur Ermordung der Ulanen faßte; es war ihr als etwas ganz Naturgemäßes erschienen, sie hatte nicht den mindesten Stoß in ihrem Innern verspürt, als der Forsthüter davon sprach, daß man sie „wie einen Fleck von der Erde fortwischen würde“ — „wie einen Fleck“ — ja so hatte er gesagt, und plötzlich, gleich einem Segel, das der Hand des Schiffers nicht mehr gehorcht, schwang ihre Phantasie herum und führte ihr, wider ihren Willen, ein neues, seltsames Bild vor: wieder war sie bei seiner Mutter, und sie sah sie ganz deutlich, eine blasse, zarte Gestalt, wie sie in Aengsten ihres Sohnes harrte, der

immer und immer noch nicht heimkehren wollte. Alle Anderen waren schon da, nur er noch nicht. Und er mußte doch kommen, denn er war ja in keinem Gefechte gefallen, das wußte sie ja, in keinem Lazarethe gestorben, das hätte man ihr ja gemeldet; wo war er? wo blieb er? — Sie wiegte das Haupt — weggewischt von der Erde — verschwunden — ohne Grab, wie will man so Einen wiederfinden? Es war, als spräche sie mit der fremden Frau, und ihre Phantasie ging weiter und weiter: die Mutter war hergereist aus dem fernen Lande; man hatte ihr gesagt, daß ihr Sohn zuletzt in diesem Dorfe gewesen sei, und es hatte ihr keine Ruhe gelassen, sie wollte ihn hier suchen. Reine Gouyou hörte ganz deutlich, wie es leise, schüchtern an ihre Thür klopfte, und sie wußte, wer es war, der draußen stand; sie würde sich in die Ecke ihrer Küche setzen, wie sie jetzt saß und „Herein" rufen. Sie sah die Frau auf der Schwelle stehen, ihr Töchterchen an der Hand, beide ganz schwarz gekleidet, beide ganz blaß und verhärmt. Sie wußte, was die Frau zu fragen kam, aber sie würde sich den Anschein geben, als wüßte sie von nichts. „Sie können mir nichts von meinem Sohne sagen? Sie wissen nichts von ihm?" Ganz deutlich vernahm sie die bange, zitternde Stimme, ganz deutlich sah sie, wie die Augen der kleinen Schwester in ihrem Antlitz forschten — „nein, Madame, ich weiß nichts," sie sprach es, wie in wachem Traume, ganz laut; „nein, Madame, gar nichts." Dann würde die kleine Schwester anfangen, ihn zu beschreiben, wie er ausgesehen hätte — blondes Haar und blaue Augen hätte er gehabt — und dann würde sie das Kind unter-

brechen, denn das würde sie nicht ertragen können, das fühlte sie genau. Und dann sah sie, wie in dem Gesicht der Mutter der Jammer zu wühlen begann, wie eine schwere, schwere Thräne aus ihren Augen floß, und wie die beiden Frauen davongingen, langsam, langsam, wie Menschen mit gebrochenem Herzen gehen, und sie würde ihnen nachsehen, von ihrer Hausthür aus, wie sie die Dorfstraße entlang gingen — immer zu, bis sie sie nicht mehr sehen konnte — und dann würde sie zurücklaufen, zum Stalle, wo sie heute mit ihm gesprochen, würde niedersinken und die Stelle küssen, wo er heute gestanden; und sie würde den Tag von heute, den ersten Tag zurückersehnen, damit sie ihn einmal, nur ein einziges Mal noch sehen könnte — aber das würde nie mehr geschehen, denn mitten auf dem Hofe würde alsdann eine Grube sein, ein tiefes, tiefes Loch, und da würde er liegen, fern von seinem Lande, fern von seiner Mutter und seiner kleinen Schwester, unter ihm sein Pferd, das edle Pferd, mit den schönen, sanften, treuherzigen Augen — beide weggewischt von der Erde — ohne Spur — ohne Grab. Reine Gouyou schlug die Hände vor das Gesicht weinte bitterlich. —

Da hörte sie seinen Schritt auf der Treppe draußen, und ihr erstes Gefühl war: „Gott sei gedankt, noch ist er da — noch war Alles nur ein schrecklicher Traum!" Rasch sprang sie auf, um sich die Augen zu trocknen — und als es gleich darauf klopfte und er sein blondes Haupt hereinstreckte und fröhlich sein „eh bien, Madame?" hören ließ, war es ihr, als ginge ein Licht in ihrem Herzen auf.

„Gleich, mein Herr, sogleich," sagte sie, und der Ton ihrer Stimme klang beinahe fröhlich; „bitte, treten Sie nur dort vorne ein," sie wies auf ihr Wohnzimmer, „ich decke sogleich."

„Wie, Madame, in Ihrem eigenen Zimmer?" wandte er bescheiden ein.

„Eh, weshalb nicht?" gab sie zur Antwort; „hier in der Küche kann ich den Herrn doch nicht speisen lassen?"

Es half kein Widerstreben, er mußte bei ihr eintreten. Hastig rückte sie den Tisch in die Mitte des Zimmers, deckte ihn mit einem weißen Leinen und legte ein Kouvert auf.

„Und nun einen Moment," sagte sie, „der Herr wird es mir nicht abschlagen, eine Flasche Wein aus meinem Keller zu trinken."

Sie war verschwunden und wenige Augenblicke darauf erschien sie wieder, mit einer ganz staubigen Flasche in der Hand — sie hatte offenbar in den besten Winkel des Kellers gegriffen. Man sah ihr an, daß sie rasch gegangen war, denn ihr Anlitz war leise geröthet, zudem hatte sie ein frisches weißes Häubchen aufgesetzt, und sie war jetzt ganz und gar eine reizende Französin voller Anmuth, Leichtigkeit und Grazie.

Der junge Mann bemerkte die Verwandlung, die mit ihr vorgegangen war, und als sie seine erstaunten Blicke so wohlgefällig auf sich ruhen fühlte, mußte sie sich schnell zum Schranke wenden, wo die Gläser standen, um das Lächeln des Vergnügens zu verbergen, welches über ihr Gesicht dahinging.

„Ach nein, Madame," sagte er, als sie ein Glas

auf den Tisch stellte, „wir brauchen noch eines, bei uns in Deutschland ist es Sitte, daß der Wirth uns, wenn wir trinken, Bescheid thut.“

„Wirklich?“ erwiderte sie; „nun, wenn der Herr durchaus will —“ sie nahm ein zweites Glas herunter. „Aber nun die Suppe — Sie erlauben?“ Mit diesen Worten füllte sie ihm den Teller, und während er am Tische Platz nahm, stellte sie sich hinter ihn. Er stand auf und holte einen zweiten Stuhl. „Madame wird nicht stehen wollen, während ich sitze?“ sagte er.

„Aber ich muß den Herrn bedienen?“ wandte sie ein.

„Aber es würde mir nicht schmecken, wenn Madame mir nicht Gesellschaft leistete.“

Sie setzte sich; von der Seite blickte sie ihn an, während er die Suppe verzehrte; sie hatte sie bereitet, und es mundete ihm — sie hatte ein Gefühl, als wenn sie lange, lange so neben ihm sitzen könnte und nicht müde werden würde, ihn anzusehen.

Sobald die Suppe verzehrt, war sie wieder hinaus, um das nächste Gericht zu holen; es bereitete ihr ein so eigenthümliches Wohlgefühl, ihn zu bedienen. Als sie zurückkam, sah sie, daß er die Flasche geöffnet und zwei Gläser gefüllt hatte; getrunken aber hatte er noch nicht.

„Eh bien, Madame,“ sagte er, sein Glas zur Hand nehmend, „wollen Sie mir gestatten, mit Ihnen anzustoßen?“

Gesenkten Hauptes ergriff sie das ihrige.

„Und befehlen Sie, bitte, worauf wir anstoßen wollen,“ fuhr er fort.

Sie schwieg einen Augenblick. „Ihre Frau Mutter,“

sagte sie dann leise, indem sie ihm in die Augen sah. „Und noch einen kleinen Schluck“ — fügte sie rasch hinzu — „die kleine Schwester.“

Ihr ganzes Antlitz war in Gluth getaucht; plötzlich, als sie das Glas hingestellt, fühlte sie ihre Hand ergriffen, mit beiden Händen hielt er ihre Rechte umschlossen.

„Wie gut Sie sind,“ sagte er, „wie ich Ihnen danke!“

Seine Stimme hatte einen bebenden Klang, in seinen Augen erschienen Thränen. Er beugte sich nieder und küßte ihre Hand, und als sie den warmen Druck seiner Lippen empfand, sank sie an die Lehne ihres Stuhles zurück. „O mein Gott,“ sagte sie mit einem tiefen Seufzer. Sie zog ihre Hand zurück, stand auf und ging hinaus. Einsam verzehrte er seine Mahlzeit bis zum Ende.

Einige Zeit darauf vernahm Reine Gouyou aus ihrer Küche seinen Schritt, der sich der Hausthür zuwandte. Sie erschien auf der Schwelle.

„Sie gehen fort?“ fragte sie.

„Zum Appell,“ antwortete er, stehen bleibend, „es wird nicht lange dauern, ich komme bald zurück.“

Warum er das Letztere hinzusetzte, hätte er selbst kaum gewußt, aber er hatte ein Bedürfniß gefühlt, es zu sagen; in ihrem Antlitz war ein so eigenartiger Zug gewesen — und während er dem Sammelplatze zuschritt, mußte er fortwährend an diesen Zug und an dieses Gesicht denken.

Es dunkelte bereits, als das Klappen der Hausthür seine Rückkehr verkündete. Reine Gouyou hatte

sich mit einer Handarbeit in ihrem Wohnzimmer niedergesetzt und die Lampe angezündet, aber ihre Gedanken waren nicht bei ihren Händen gewesen, sie hatte wie lauschend gesessen, und als sie nun die Pforte gehen hörte, fühlte sie es wie eine Beruhigung. Sie vernahm, wie er langsam über den Flur an ihrer Thür vorüberging. Es kam ihr sogar vor, als bliebe er vor letzterer stehen. Er mochte das Licht in ihrem Zimmer bemerkt haben — kämpfte er mit sich, ob er noch einmal bei ihr eintreten sollte? Beinahe schien es so, und mit verhaltenem Athem saß sie regungslos da. Endlich ging er weiter, die Treppe hinauf nach seinem Gemach. Sobald sie ihn droben hatte eintreten hören, stand sie auf, ging an die Hausthür und schloß sie ab, indem sie den Schlüssel zweimal herumdrehte. Sie drückte die Klinke nieder, sie versicherte sich, daß es unmöglich war, von draußen hereinzukommen, und dann, als ob ihr das Alles nicht genügte, schob sie noch einen eisernen Riegel vor. Nun war sie sicher.

Aber nachdem sie wieder eine Zeitlang bei ihrer Arbeit gesessen, hörte sie ihn abermals aus seiner Stube treten; er kam die Treppe herab, nicht mit dem leichten Schritte von heute Mittag, sondern langsam, Stufe nach Stufe. Die Arbeit sank ihr in den Schoß; wirklich, er kam auf ihre Thür zu, es klopfte an. Ihre Stimme zitterte unwillkürlich, als sie leise „Herein" rief; im nächsten Augenblick stand er bereits innerhalb der Thür, die er hinter sich zuzog.

„Verzeihen Sie," sagte der Ulan, „daß ich Sie zu so später Stunde noch störe, aber — ich mußte mich bei Ihnen bedanken."

Er lächelte, aber es war nicht mehr das unbefangene Lächeln von vorhin, sein Gesicht verrieth seine Verlegenheit.

Reine Gouyou hatte die Augen nicht erhoben.

„Wofür bedanken?“ fragte sie.

„Ich fand mein Zimmer oben so angenehm geheizt, und außerdem haben Sie mir sogar noch ein Abendessen auf den Tisch gesetzt; Sie thun viel mehr, als ich verlangen kann.“

„O,“ sagte sie leise, indem sie mit scheinbarem Eifer an ihrer Arbeit stichelte — und dann trat ein langes, tiefes Schweigen ein, einer jener Augenblicke, in denen man entweder nichtssagend redet oder vielsagend schweigt. — Endlich unterbrach er die Stille.

„Ich komme soeben vom Appell,“ sagte er, „und unsere Ulanen sind ganz überrascht; auf dem Wege hierher begegneten wir dem Bataillon, das vor uns hier im Quartier gelegen hatte, und man sagte uns, die Damen hier im Dorfe wären finster und zurückweisend, und statt dessen“ — er stockte, sie sah ihn fragend an, als sollte er fortfahren.

„Nun, statt dessen sind die Leute ganz entzückt, sie hätten noch nie so viel Liebenswürdigkeit und Schönheit gefunden, meinen sie, als hier.“

„Wirklich?“ sagte Reine Gouyou. Sie hatte die Arbeit sinken lassen und starrte über dieselbe hinweg auf den Boden. Ihr Busen hob und senkte sich; er bemerkte ihre Erregtheit.

„Es ist Ihnen nicht unangenehm, was ich Ihnen erzählte?“ fragte er.

„Was geht es mich an, wie die Frauen hier im

Dorfe sind," erwiderte sie, indem sie aufstand und die Fensterläden schloß. Ihr Gesicht hatte sich verdüstert, ihre Stimme war heiser und rauh.

„O" — sagte er schüchtern, „ich — hatte Ihnen ein Kompliment über Ihre Landsmänninnen sagen wollen." Als er das sagte, blieb sie jählings, wie angewurzelt, mitten im Zimmer stehen; in ihren Augen erschien ein unbeschreibbarer Ausdruck, ein Lächeln; und doch war es kein solches, sondern ein durcheinander wogendes Gemisch von Staunen und Schrecken, von Hingebung und Feindseligkeit, und über dem Allen wie ein Schatten, ein tiefes, düsteres Weh. Und diese Augen richtete sie jetzt langsam auf ihn und sah ihm mit langem, tiefem Blicke in das Gesicht.

Ein Schauer durchzuckte ihn; sie erschien ihm plötzlich verwandelt, nicht mehr eine schlichte Bauernfrau, sondern ein majestätisches Weib, eine Verkörperung des Landes, dem sie angehörte, des verlockenden und abstoßenden, des stolzen und gedemüthigten Frankreichs.

Er trat ihr ganz nahe. „Sind Sie mir böse?" fragte er leise. Sie gab keinen Laut von sich, sie rührte kein Glied. Er neigte sich noch näher. „Wie schön Sie sind," flüsterte er, und plötzlich beugte er sich und seine Lippen berührten ihre Wange. Er fühlte die Kühle ihrer Haut, und als sie aus tiefem Busen aufstöhnte, fuhr er zurück. Auch jetzt aber blieb sie regungslos. Noch einmal neigte er sich zu ihr, in dem Augenblick jedoch warf sie beide Hände auf seine Schultern, so daß sie ihn fern von sich hielt, ihr Antlitz näherte sich dem seinigen, noch einmal warf sie das Haupt zurück, als sträubte sie sich gegen eine übermächtige

Gewalt, dann sank ihr Haupt zu ihm hin und wie ein Hauch berührten ihre Lippen die seinigen. Im nämlichen Augenblick taumelte sie zurück, barg das abgewandte Gesicht in ihrem Arm und mit der freigebliebenen Hand winkte sie ihm „gehen Sie, gehen Sie.“ — Er ging. —

Am nächsten Tage kam der junge Ulan erst um die Mittagsstunde in das Quartier zurück; den ganzen Vormittag war er im Dienste beschäftigt gewesen, Reine Gouyou hatte ihn bis dahin nicht gesehen. Als er an der Küche vorüberging, hörte er aus dem Innern derselben die Stimme der Frau, die ihm zurief, daß das Essen bereit sei und daß er vorn in ihr Zimmer gehen möchte. In der That fand er den Tisch bereits gedeckt.

Als Reine Gouyou mit der Suppenterrine eintrat, sah sie ihn am Fenster stehen, gedankenvoll hinausblickend. Er wandte sich, als er sie kommen hörte, und begrüßte sie; seine Verbeugung aber war förmlicher als gestern, und sie bemerkte, daß seine Augen wie fragend auf ihr ruhten. Auch nachdem er sich gesetzt und Reine Gouyou wieder neben ihm Platz genommen hatte, blieb er schweigsam und, wie es schien, mit Gedanken beschäftigt.

Nach einiger Zeit wandte er die Augen wieder nach dem Fenster hin, und indem er mit dem Kopfe in der Richtung nickte, fragte er: „Dort drüben das Haus, ist das das Kaffeehaus des Herrn Rodolphe?“

Sie zuckte innerlich zusammen. „Allerdings,“ sagte sie, „weshalb?“

„Ich hörte,“ erwiderte er, „wie die Offiziere sich

darüber unterhielten. Sie sind, glaube ich, schon gestern Abend dort gewesen, und heute, als der Appell zu Ende war und die Offiziere bei einander standen und sich unterhielten, kam ein sonderbarer alter Kauz an sie heran, ich glaube, es ist ein alter Forsthüter, und lud sie gewissermaßen zu morgen Abend zu Rodolphe ein —"

„Zu morgen?" unterbrach sie ihn.

„Ja," fuhr er fort, „ich stand in ihrer Nähe und hörte, was gesprochen wurde. Wenn ich recht verstanden habe, soll morgen Abend ein Fest bei dem Herrn Rodolphe gefeiert werden, es sollen Damen dabei sein und — er stockte und blickte auf seinen Teller nieder — und mir war es, als hätte ich auch Ihren Namen nennen gehört?"

Reine Gouyou gab keine Antwort; sie fühlte, wie ihre Eingeweide erkalteten.

Er richtete das Haupt auf und sah sie von der Seite an: „Man erzählte, es solle eine Verlobung gefeiert werden und — und Madame würde sich mit Herrn Rodolphe verloben?"

Wieder entstand ein langes Schweigen.

„Und wenn es so wäre?" sagte sie mit einem gewissen Trotze, „würde Jemand etwas dawider einzuwenden haben?"

„O — gewiß nicht," murmelte er, dann fuhr er laut und in absichtlich gleichgiltigem Tone fort: „Ich sah heute früh einen Mann drüben an der Thür stehen, mit schwarzem, buschigem Haare, ist das Herr Rodolphe?"

„Nach Ihrer Beschreibung ist er es gewesen," antwortete sie. Er sagte nichts, aber er schaute sie wieder

an, und diesen Blick ertrug sie nicht, denn sie las darin ein staunendes „Wie ist es möglich?"

Einen Augenblick drängte es sie, ihm zu sagen, daß Alles nicht wahr sei, daß sie niemals jenes Menschen Braut sein würde, aber gleichzeitig kam ihr die Ueberlegung, daß sie ihm dann Alles sagen, Alles verrathen müßte, das aber war ja nicht möglich. Und so, von schweren, widerstreitenden Gefühlen belastet und gequält, erhob sie sich, und indem sie stumm hinausging, überließ sie ihn seinem Staunen.

Sie sahen sich den ganzen ferneren Tag nicht mehr, sie gingen sich aus dem Wege. Er glaubte die Erklärung für Alles gefunden zu haben, was ihm an ihr räthselhaft erschienen war, sie fürchtete sich vor seinen schweigenden, fragenden Blicken. Aus seinen Worten aber hatte sie erfahren, daß die furchtbare Stunde näher und näher schritt, und die Nacht, die sie verbrachte, war schrecklich. Schlafen konnte sie nicht, und der Halbschlummer, der ihr gefoltertes Gemüth endlich umfing, brachte ihr ein grausenvolles Bild: sie sah Rodolphe zur Thür hereintreten, einen brennenden Kienspahn in der einen, ein offenes Messer in der andern Hand. Das schwarze buschige Haar hing ihm über die Stirn, sein roth von der Flamme angeflackertes Gesicht war wild verzerrt. „Oben?" fragte er mit heiserem Tone, und leise wie eine wilde Katze schlich er die Treppe hinauf.

Sie sah ihn, wie er behutsam die Thür öffnete, die schreckliche Thür ohne Riegel und Schloß, wie er einen Augenblick auf der Schwelle Halt machte, rings umher suchend mit den Augen, und wie er sich dann

mit einem Sprunge dahin stürzte, wo das Bett stand. Sie hörte einen dumpfen, erstickten, schrecklichen Laut, dann sah sie, wie Rodolphe sein verthiertes Gesicht emporhob, wie er sich umwandte zu ihr, sie hörte, wie er knirschend zu ihr sagte: „Weil Du ihn geliebt hast, weil Du ihn geliebt hast!“ und sie sah, wie er noch einmal und noch einmal in den zuckenden, windenden Körper hineinstieß.

Kalter Schweiß bedeckte ihre Glieder und mit einem Schrei des Entsetzens sprang sie aus ihrem Bette. Todtenstille herrschte im Hause und auf der Gasse draußen, aber das Traumgesicht war so furchtbar lebendig gewesen, daß sie mit zitternden Händen Licht anzündete und so wie sie war, mit nackten Füßen hinauseilte, um die Hausthür zu untersuchen.

Die Pforte war verschlossen und verriegelt, es wäre keine Möglichkeit gewesen, hereinzukommen; trotzdem ließ es ihr keine Ruhe, lautlos schlüpfte sie die Treppe hinauf, bis an sein Zimmer, und horchend legte sie das Ohr an die Thür. Zunächst verhinderte das wilde Pochen ihres Herzens sie, irgend etwas zu hören, dann aber, nachdem sie ruhiger geworden, vernahm sie die Athemzüge des Schlafenden. Sie kehrte in ihr Zimmer zurück. „Noch nicht!“ murmelte sie vor sich hin, und es überlief sie mit eisigem Schauder.

Als der Tag, welcher dieser Nacht folgte, seine grauen Augen aufschlug und in Reine Gouyou's Zimmer blickte, sah ihm von dort ein bleiches, überwachtes Antlitz entgegen. „Heute“ — das war der Gedanke gewesen, mit dem sie, tödtlich ermattet und dennoch fieberhaft wach, sich vom Lager erhoben hatte,

und dieses „Heute" summte und brauste vor ihren Ohren, tanzte wie eine schwarze Spinne vor ihren Augen.

Als es zehn Uhr Vormittags war, wurde die Thür ihres Hauses von draußen geöffnet, hastige Schritte ertönten im Flur, und unmittelbar darauf erschien die Gestalt des Forsthüters auf der Schwelle ihrer Stube. Hinter ihm stand Rodolphe.

„Madame Gouyou," sagte er, „auf heute Abend; sind Sie bereit?"

Sie starrte die beiden Männer, keines Wortes mächtig, an.

„Sind Sie bereit?" wiederholte der Forsthüter, seine Augen blitzten, seine Brauen zogen sich zusammen.

„Es ist abgemacht," brachte sie qualvoll hervor.

„Gut," sagte er, „wenn es heute Nachmittag dunkel wird, werden Sie Rodolphe erlauben, daß er Sie abholt; Du wirst Dich hübsch machen, mein Junge'" wandte er sich an diesen. Rodolphe schmunzelte. „Was Madame anbetrifft, so brauche ich nicht weiter an ihren Geschmack zu appelliren. Sie weiß, was auf dem Spiele steht und daß das Vaterland nicht mit sich spaßen läßt." Diese letzteren Worte waren leise und furchtbar eindringlich an Reine Gouyou gerichtet; sie verstand ihren Sinn und erbebte. Er wollte sich zum Gehen wenden, als Rodolphe ihn leise anstieß. „Ja so," sagte der Forsthüter, „die Stube des Prussien; wollen Sie uns zeigen, Madame, wo er wohnt?"

Der Ulan war draußen im Dienste. Mechanisch setzte sie sich in Bewegung.

„Aha," sagte der Waldläufer, als er bemerkte, daß

sie sich nach der Treppe wandte, „im Giebelzimmer oben? Das hab' ich mir gedacht.“

Auf der obersten Treppenstufe blieb sie stehen, sie konnte nicht weiter. Die beiden Männer gingen auf das Gemach zu.

„Oeffnet sich leicht und bequem,“ sagte der Forsthüter, indem er die Klinke niederdrückte.

„Kein Schloß an der Thür,“ bemerkte Rodolphe.

„Kein Schloß, Du hast recht,“ versetzte der Andere. Er wandte sich um: „Sehr gut, Madame Gouyou, mache Ihnen mein Kompliment.“

Mit prüfenden Blicken überschauten sie den Raum, dann stieß der Forsthüter Rodolphe mit dem Ellenbogen in die Seite. „Er wird uns nicht viel zu schaffen machen, he?“

„Ich denke, er ist besorgt,“ erwiderte Rodolphe mit einem brutalen Grinsen seines breiten Gesichts. „Auf Wiedersehen, Madame Gouyou!“ — und Beide gingen an ihr vorüber hinaus.

Erst nach einiger Zeit ward Reine Gouyou sich dessen inne, daß sie noch immer an der Treppe oben stand, krampfhaft an das Geländer geklammert. Sie wollte sich bewegen, aber es war ihr, als wären ihre Glieder gefesselt, sie wollte denken, aber die Gedanken versagten ihr, nur eines noch war lebendig in ihr, ein dumpfes Gefühl rathlosen Entsetzens. Die Uhr in ihrem Zimmer schlug die elfte Stunde, und indem sie im Geiste den Zeiger von Stunde zu Stunde weiter rücken sah, erschien es ihr, als wäre sie in einen heulenden Strom eisigen Wassers geworfen, der sie hilflos dahintrug einem Augenblick entgegen, wo das

Denken aufhörte, das Leben aufhörte, und wo nichts mehr war als ewige, ewige Nacht.

Auch jetzt bereitete sie ihm wie an den vorhergehenden Tagen das Essen, aber die Hände sanken ihr dabei nieder, und immer von Neuem mußte sie sich aufraffen; sie hatte ein Gefühl, als kochte sie für Jemanden, der keine Speise mehr brauchte, für einen Todten.

Als sie ihn heute vom Dienste hereinkommen hörte, verursachte ihr der Klang seiner Schritte einen Schüttelfrost, sie verhielt sich lautlos, damit er nicht zu ihr hineinblicken sollte. Eine Melodie vor sich hinpfeifend, ging er bei der Küche vorüber, den gewohnten Gang, die Treppe hinauf — ob er nicht stutzen würde droben? Ob keine Ahnung ihm sagen würde, was für Augen dieses Zimmer heut besichtigt, was für Gedanken es bevölkert hatten? Ob ihm nicht ein Dunst aus der Stube entgegenschlagen würde, wie der Geruch von Blut? Nein — er schien in fröhlichster Stimmung zu sein, er sang sich ein Lied, sie hörte seine klangvolle Stimme.

Als er zur Mahlzeit heruntergekommen war, wurde sein heiteres Gesicht freilich ernst, als er das todtblasse Antlitz seiner Wirthin sah. Sie vermochte seinen Gruß nur mit einem stummen Kopfnicken zu erwidern, ihre Lippen waren wie vertrocknet, sie vermochte ihn nicht anzusehen. Schweigend trug sie ihm sein Mahl auf, und er wagte nicht, sie aufzufordern, daß sie sich neben ihn setzen sollte. Es wurde ihm klar, daß sie Herrn Rodolphe nicht gern heirathete, aber es widerstrebte ihm, ihr Leiden durch Fragen zu vermehren.

Im Laufe des Nachmittags vernahm der junge Ulan, während er im Stalle mit seinem Pferde beschäftigt war, ein eigenthümliches Geräusch im Hause. Eine große Schaar von geputzten Frauen war eingetreten und erfüllte die sonst so stillen Räume mit Geschwätz und Gelächter. Thüren wurden klappend geworfen, man hörte das Rauschen von Seide auf der Diele, und als er herantrat, um das Schauspiel in der Nähe zu betrachten, sah er, wie die Frauen mit Kleidern, Bändern und Schmucksachen hin- und herliefen. Eine derselben, ein schlank gewachsenes Weib mit schönem, herausforderndem Gesicht, stellte sich, als sie den Ulanen in den Flur treten sah, wie abwehrend vor ihm auf.

„He, mein Herr," rief sie, indem sie ein Paar weißseidener Strümpfe in der Hand schwenkte, „das sind Geheimnisse, von denen Männer nichts wissen dürfen! Nachher, wenn wir die Braut angezogen und geschmückt haben, werden wir Sie rufen, dann sollen Sie sie sehen."

Sie lachte, während sie das sagte; ihre weißen, spitzen Zähne wurden sichtbar, und das hübsche Gesicht bekam dadurch beinahe einen wilden Ausdruck.

Nach einer halben Stunde etwa, als es schon zu dunkeln begann, erschien sie wieder in der Thür, die nach dem Hofe hinaus ging.

„Eh bien, mein Herr," rief sie, „jetzt sind wir so weit, wenn Sie jetzt wollen —?"

„Aber wird es Madame Gouyou auch nicht unlieb sein?" fragte er, indem er zögernd näher trat.

„Ah, kein Gedanke, kein Gedanke!" hieß es; der

ganze Schwarm der Weiber hatte ihn umringt und zog ihn nach der offenen Thür von Reine Gouyou's Wohnzimmer hin.

Betroffen blieb er auf der Schwelle stehen. Man hatte den Tisch zur Seite gerückt und Alles, was sich von Lichtern auftreiben ließ, darauf gestellt, und neben dem Tische saß Reine Gouyou auf einem Stuhle. Er erkannte sie kaum wieder, denn statt der dunklen Tracht, in der er sie bisher gesehen, umschloß ein helles, rosafarbenes Seidenkleid ihren schönen Leib, ein Halsband von Karneolsteinen umfing ihren Hals, ein goldenes Armband schmückte ihren linken Arm. Regungslos lagen ihre Hände im Schoße, wie eine geputzte Leiche saß sie da. Als seine Gestalt in der Thür erschien, blickte sie flüchtig zu ihm auf, dann sanken ihre Augen theilnahmlos wie vorher nieder. Schwatzend und lärmend standen die Weiber um sie her.

„Sehen Sie sie an, Monsieur," riefen sie dem Ulanen zu, „ob sie hübsch ist? he? Ob Monsieur Rodolphe sich freuen wird zu einer solchen Braut? he? Sehen Sie, welch' schöne Hände!"

„Und welche Füßchen!" rief die Schlanke, indem sie vor Reine Gouyon niederkniete; „und sie werden tanzen heute Abend, diese Füßchen, tanzen! tanzen! nicht wahr, Madame la Reine?" Sie hatte beide Füße von Reine Gouyou ergriffen und schüttelte sie, indem sie dabei wie unbändig lachte.

„Lassen Sie mich!" rief die gequälte Frau. Sie stieß die Hände des Weibes zurück und erhob sich. Mit zürnenden Augen schaute sie im Kreise umher.

„Allons," rief die Schlanke, „wir gehen zu Rodolphe

hinüber und sagen ihm, daß er kommen kann, seine Braut abzuholen!"

„Zu Rodolphe!" wiederholte schreiend der ganze Chor, „und auf Wiedersehen, Madame Gouyou, auf Wiedersehen!"

Damit zogen sie zur Thür hinaus, bei dem Ulanen vorüber, der wortlos dastand und gar nicht wußte, wie er sich den tollen Auftritt erklären sollte. Alle diese Weiber hatten ihm den Eindruck gemacht, als ob sie berauscht gewesen wären. Als er seine Augen auf Reine Gouyou wandte, sah er sie am Tische lehnend, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Ein tiefes Mitleid ergriff ihn, er trat auf sie zu.

„Madame," sagte er, „verzeihen Sie mir, aber es scheint mir, daß Sie nicht gern zu dieser Verlobung schreiten?"

Ihre Brust zuckte wie im Krampfe, ihre Hände glitten herab, sie wandte ihm das Gesicht zu und im nächsten Augenblick mußte er sie auffangen, da sie wie gebrochen in seine Arme sank. Er fühlte das Zittern ihres Leibes, der sich an den seinen preßte, und hörte das qualvolle Stöhnen ihres Busens.

„Muß es denn sein?" fragte er leise, „müssen Sie durchaus hinübergehen?"

Wie eine Sterbende sah sie ihn an. „Es muß," hauchte sie leise, „es muß."

Er wollte sprechen, aber sie schüttelte das Haupt, als sollte er nichts sagen; dabei sah sie unverwandt in sein Gesicht. Dann legte sie den Arm um ihn und küßte ihn auf die Augen, die Lippen und das Haar.

„Werden Sie heute Abend ausgehen?“ raunte sie leise.

„Nein,“ erwiderte er.

„Sie werden nicht ins Kaffeehaus hinüberkommen?“

„Nein.“

„Gut so, gut so!“ flüsterte sie. „Sie werden Ihre Fensterläden schließen? Wollen Sie? Wollen Sie?“

„Wenn Ihnen ein Gefallen damit geschieht,“ sagte er, „will ich es gern thun.“

Sie nickte; dann beugte sie das Haupt; es sah aus, als kämpfte sie mit einem Entschluß. Scheu blickte sie umher, dann neigte sie sich zu seinem Ohre.

„Noch eins,“ flüsterte sie, „hören Sie, noch eins — heute Abend —“

In dem Augenblicke aber ging lärmend die Hausthür auf, sie prallte zurück, und während er in dem dunklen Flure verschwand und die Treppe gewann, kam der tobende Weiberschwarm, Rodolphe an der Spitze, von draußen herein.

Ueber das Treppengeländer gebeugt, sah er, wie Reine Gouyou, die einen Mantel übergeworfen hatte, in die Mitte genommen und wie im Triumphe hinausgeführt wurde. Die Thür fiel ins Schloß, Alles wurde still.

Ihr letztes Wort war unausgesprochen geblieben. Was hatte sie sagen wollen? Er überlegte hin und her, dann nahm er eine Laterne und ging zum Stalle. Die Winternacht war hereingebrochen und das Dunkel war so dick und schwer, als wollte es das kleine Licht seiner Leuchte erdrücken.

Bei seinem Eintritt in den Stall wandte das Pferd den Kopf und schnaubte leise; er hing die Laterne am

Riegel auf und untersuchte Sattel- und Zaumzeug. In der einsamen Stille, die ihn rings umgab, überkam ihn plötzlich ein seltsames, unheimliches Gefühl. Der wüste Vorgang von vorhin, das unverständliche Gebahren der Frau, Alles trat wieder vor seine Seele, und nach einigem Zaudern entschloß er sich und legte seinem Pferd den Sattel auf, so daß er es jeden Augenblick besteigen konnte. Dann kehrte er ins Haus zurück.

Die Luft in seinem Zimmer war drückend schwül, er öffnete ein Fenster und blickte hinaus. Von jenseits der Straße leuchteten die Fenster des Kaffeehauses herüber, er bemühte sich zu erkennen, was hinter denselben vorging. Die Straße aber war breit, die Entfernung zu groß, er konnte nichts Bestimmtes unterscheiden. Das einzige Lebendige auf der Straße war eine Gruppe von Ulanen, die Arm in Arm in ihre Quartiere zogen. Sie unterhielten sich laut und lachend, ihre Zungen waren etwas schwer, so daß es klang, als ob sie getrunken hätten. Nachdem sie vorüber waren, versank das Dorf in öde, schweigende Ruhe, nirgends regte sich ein Laut. Er schloß das Fenster, und indem er es that, fiel ihm ein, daß sie ihn gebeten hatte, die Läden zu schließen. Jedenfalls hatte sie gefürchtet, daß er sie drüben sehen und erkennen würde; obgleich er ihre Befürchtung als unnöthig erkannte, that er nach seinem Versprechen und hakte die hölzernen Fensterläden ein. Obgleich er jetzt völlig ruhig geworden war, spürte er doch kein Verlangen, sich in das Bett zu legen. Er nahm seinen „Faust“, den er im Mantelsack mit sich führte, setzte sich an den Tisch und begann zu lesen.

Nach einer Stunde etwa fingen die Buchstaben an, vor seinen Augen zu tanzen, er wurde müde, stützte den Kopf auf den Arm und schlief ein.

Plötzlich — es mochte tief in der Nacht sein — fuhr er auf, von einem sonderbaren Geräusche geweckt. Er hatte geglaubt, auf der Straße ein Gesumme von durcheinander redenden Stimmen zu hören. Anfänglich meinte er geträumt zu haben, als er aber seine Sinne gesammelt hatte, bemerkte er, daß es keine Täuschung war. Die Schritte der Hin- und Hergehenden schallten auf dem harten Winterboden, es mußte ein größere Anzahl von Menschen sein, die sich dort unten sammelte.

Eben war er im Begriff, das Fenster zu öffnen und hinunterzuschauen, als er jählings, wie erstarrt, stehen blieb: Er vernahm, wie die Hausthür unten schmetternd zugeworfen und der Schlüssel zweimal im Schlosse herumgedreht wurde; alles das in rasender Hast. Sein Säbel lag auf dem Tische, er schnallte ihn um, ergriff die Lampe und trat auf den Flur hinaus. „Wer kommt da?“ rief er; in demselben Augenblick schaute Reine Gouyou um die Biegung der Treppe. Ihr Gesicht war aschfahl, ihre Augen weit aufgerissen und ihre Brust keuchte, als wenn sie springen würde.

„Ihr Pferd!“ ächzte sie, „satteln Sie Ihr Pferd! und fort! fort! fort!“

Er stieg zu ihr hinab. „Was geschieht?“ fragte er.

„Drüben — Ihre Offiziere — sind todt! Franktireurs!“ stammelte sie.

Er stieß einen heisern Schrei aus und taumelte zurück. Mit beiden Händen ergriff sie seinen Arm und zog ihn die Stufen hinunter.

Er setzte die Lampe aus der Hand.

„Meine Kameraden!“ rief er und stürzte auf die Hausthür zu.

Reine Gouyou hing sich mit beiden Armen um ihn, als wollte sie ihn durch die Schwere ihres Leibes zurückhalten.

„Nicht da hinaus,“ jammerte sie, „nicht da hinaus, Sie laufen ihnen in die Hände! Sie ermorden Ihre Ulanen!“

Indem sie das sagte, erdröhnte die Hausthür von wüthenden Faustschlägen, die von außen dagegen schmetterten. Der Ulan wandte sich um und war mit zwei Sprüngen auf dem Hofe; Reine Gouyou hinter ihm drein.

Im Augenblick, als er das Pferd aus dem Stalle gerissen hatte, vernahm man von draußen eine gräßliche Stimme. Es war Rodolphe.

„Aufgemacht,“ brüllte Rodolphe, „aufgemacht, Frau Gouyou! Aufgemacht!“

Die Thür widerstand; draußen erhob sich ein lautes durcheinander schwirrendes Geschrei. Dann kam es wie ein Rudel Wölfe an den Thorweg des Hofes, man hörte, wie sie sich von außen gegen die Planken warfen, wie die Pforte knackte und krachte — noch einen Augenblick und das Thor gab nach, und die Meute war herein. Unterdessen war der Ulan in den Sattel gesprungen.

„Hier entlang,“ keuchte Reine Gouyou, indem sie das Pferd am Zügel ergriff und nach einer Pforte zog, welche sich in der Hintermauer des Hofes befand. Die Thür war offen; das wild erregte Pferd schäumte und wollte sich nicht halten lassen; er zwang es zur Ruhe.

„Aber Sie?“ fragte er zu ihr hinunter, „wenn Sie in ihre Hände fallen?“

Plötzlich setzte sie den Fuß auf seinen im Steigbügel ruhenden Fuß.

„Du findest den Weg nicht,“ sagte sie tonlos heiser, „nimm mich mit.“

Er beugte sich herab, sie ergriff seinen Arm und im nächsten Augenblick saß sie hinter ihm, ihn mit ihren Armen umschlingend. Er lenkte aus dem Thore. „Rechts entlang!“ sagte sie, als sie hinaus waren, „und nun ist offener Weg.“

„Vorwärts, Egmont!“ rief er, und im Sprunge schoß das Pferd mit ihnen davon.

Draußen erhob sich ein Mordgeheul und ein Getrampel von laufenden Schritten. Sie hatten den klappernden Hufschlag gehört, sie wollten ihm den Weg abschneiden. Als der Ulan eine Querstraße durchschnitt, welche auf die Hauptstraße mündete, sah er auf letzterer einen dunklen Menschenhaufen und aus diesem Haufen krachten Schüsse nach ihnen hin. Die Kugeln pfiffen um seinen Kopf. — „Bist Du verwundet?“ fragte er zu ihr zurück. — „Nein,“ sagte sie und schlang sich fester um ihn. Des Pferdes Kräfte verdoppelten sich durch den Schreck, und in gestrecktem Laufe jagte es mit seiner Last dahin. Hinter Gartenzäunen entlang, an den Hintermauern der Häuser vorbei ging der furchtbare Ritt. „Wieder rechts,“ hörte er ihre Stimme, sie hatten freies Feld erreicht. „Dort die Pappeln — das ist die Chaussee — und dann links.“

Auf der hartgefrorenen Chaussee dröhnten die Hufe

des galoppirenden Rosses, immer weiter ging es in athemberaubender, rasender Hast.

Endlich mündete die Chaussee in ein Fichtengehölz, und als sie dieses erreicht hatten, scholl ihnen ein „Halt — werda?“ entgegen. Sie waren bei den Vorposten preußischer Infanterie. Er hielt sein Pferd an und gab mit stöhnender Brust Losung und Feldgeschrei.

„Wo ist die Feldwache?“ fragte er; „die Ulanen-Schwadron ist von Franktireurs überfallen und niedergemacht worden.“

Der Soldat, der ihn angehalten hatte, stieß einen Fluch aus. „Die Hunde!“ sagte er; „na wartet, morgen kommen wir Euch über den Hals und dann soll es Euch schlecht gehen mit Eurem verfluchten Dorf.“ —

Es wurde ihm beschrieben, wo er die Feldwache zu suchen hatte: „Fünfzig Schritt die Chaussee entlang, dann rechts hinein, über die Brücke und dann wieder ein paar hundert Schritt g'rad aus.“ Langsam setzte er sein schweißtriefendes Pferd in Gang. „Wer sitzt denn da oben mit Dir auf dem Pferd?“ rief ihm der Wachtposten nach, als er abritt, aber er hörte nicht darauf hin. Zur Rechten der Chaussee öffnete sich ein Weg, er bog in denselben ein und nun ritten sie stumm durch die lautlose Waldesnacht. Da fühlte er, wie das Gesicht des hinter ihm sitzenden Weibes an seinen Rücken sank, und hörte, wie sie leise jammernd vor sich hinweinte; mit seiner Rechten faßte er ihre Hände, die vor seiner Brust zusammengekrampft lagen, er drückte sie schweigend, er streichelte und liebkoste sie — zu sprechen vermochte er nicht. — Die Bäume lichteten

sich, die matt schimmernde Fläche eines Teiches wurde sichtbar und da war auch die Brücke. Als die Hufe des Pferdes auf den hölzernen Bohlen erdröhnten, lösten sich plötzlich die Hände des Weibes, und ehe er es verhindern konnte, war sie hinter ihm hinabgeglitten. Er hielt sein Pferd an: „wo willst Du hin?“ rief er. Sie hatte die Arme über das Brückengeländer gestreckt, das Haupt auf die Arme gedrückt und gab keine Antwort; ein Krampf durchschütterte ihren zitternden Leib.

Mit einem Sprunge war er aus dem Sattel und stand neben ihr. Er legte den Arm um sie, aber sie klammerte sich am Geländer fest, und beinah mit Gewalt zog er sie endlich an seine Brust. Ihre Kniee wankten, ihr Haupt lag schwer auf seinem Herzen, ein trostloses, verzweifeltes Schluchzen drang aus ihrem röchelnden Busen.

„Du — wirst nun — zu den Deinigen gehen,“ sagte sie, und ihre Worte kamen zerrissen, wie Scherben einer zermalmten Seele, hervor — „Du wirst ihnen sagen — Alles — was geschehen ist — und was sie gethan haben — und daß sie die Ulanen umgebracht haben — und dann werden sie morgen kommen — und Rache nehmen — und das Dorf niederbrennen — und an Allem — werde ich Schuld sein — ich — ich — und ich habe mein Land verrathen — und ich —“ sie drückte das Gesicht gegen seine Brust, als wollte sie sich hineindrängen und darin verbergen — „mein Land! mein armes Land!“ Ihr Weinen ward zum dumpfen, heulenden Klagen — plötzlich fuhr sie wild auf: „und ich habe doch nicht anders gekonnt! Denn, weißt Du,

ich habe Dich geliebt! und ich liebe Dich noch — o so — so —" mit leidenschaftlicher Gewalt umschlang sie ihn und ihre kalten Lippen bedeckten sein Gesicht mit wüthenden Küssen.

„Und Du bist nun gerettet," stammelte sie, „Du wirst nun heim kommen zu Deiner Mutter — wirst Du sie grüßen von Reine Gouyou?"

Die Thränen stürzten ihm aus den Augen. — „Ich werde sie grüßen," sagte er — „ich werde."

„Und Deine kleine Schwester — wirst Du sie küssen von Reine Gouyou?"

„Tausendmal, tausendmal!" antwortete er schluchzend.

„Und Du selbst — wirst Du an sie denken, an die arme Reine Gouyou? Wirst Du? Wirst Du?"

Inbrünstig schloß er sie in seine Arme und küßte ihr thränenfeuchtes Gesicht. Plötzlich riß sie sich aus seinen Armen, legte beide Hände auf seine Schultern und stieß ihn zurück. Unwillkürlich taumelte er, und in dem Augenblick war sie von der Brücke fort, im Dunkel verschwunden. Er schlang die Zügel um das Brückengeländer und lief hinter ihr drein; aber er sah nichts und hörte nichts. Rathlos blieb er stehen. „Hören Sie mich," rief er, „um Gotteswillen, hören Sie mich!" Da vernahm er vom fernen Ende des Weihers her ein plätscherndes Geräusch im Wasser und einen letzten schrillen Schrei. Ueber Baumwurzeln stolpernd, mit den Händen um sich greifend, weil die Fichtenzweige ihm ins Gesicht schlugen, stürzte er nach der Richtung hin — aber es war nichts mehr zu hören, nichts mehr zu sehen. Nur das Schilf bewegte sich in leisem Wellenschlage, und wie das Wasser am Ufer gluckste und seufzte,

klang es beinah wie ein leises „Gouyou — Reine Gouyou.“ — Alle Kraft verließ ihn, er lehnte sich an einen Baum und fühlte, daß dieses eine jener Stunden war, in denen das Haar des Menschen plötzlich grau wird, und für die es kein Vergessen giebt. —

Nein, kein Vergessen — und wenn er, der Mann, der damals ein Jüngling war, jetzt im fernen Frieden seiner deutschen Heimath den Wald durchstreift, der nahe vor den Thoren seiner heimatlichen Stadt den schweigenden Weiher umkränzt, wenn dann der Wind in den Wipfeln rauscht und die leisen Wellen am Ufer seufzen und flüstern, dann geschieht es ihm jetzt noch, daß er stehen bleiben muß, weil es ihm war, als hörte er eine süße, bekannte Stimme, die von drunten zu ihm spricht, dann nickt er hinunter, als wollte er sagen: ich denke an Dich, und seine Lippen murmeln leise: „Reine Gouyou — arme Reine Gouyou.“





Die heilige Frau.





Altes gutes Berlin, wie liebe ich dich, wenn ich, zwischen deinen Straßen dahingehend, als wären es die vertrauten Wände meines Zimmers, die mich umschließen, aus Ecken und Winkeln Erinnerungen auftauchen sehe an Menschen, die ich besaß, an Dinge, die ich erlebte, und an Gedanken, die mich bewegten.

Großes furchtbares Berlin, wie schnürt sich mir jedesmal das Herz wieder zusammen, wenn ich, von Reisen zurückkehrend, die steinernen Glieder deines Leibes hinauswachsen sehe ins Land, weiter und weiter, gleich den Riesenarmen eines Polypen, der, am Grunde gelagert, Schaaren von Lebewesen an sich reißt, unerschöpflich im Verlangen, unersättlich im Verschlingen.

Du Behausung des Widerspruchs, Antlitz voll Lachen und Weinen.

Immer sind diese Gegensätze deines Wesens in meiner Seele gegenwärtig gewesen, nie aber lebendiger als einstmals, an einem Sommerabende, zu jener Zeit,

als man im Viktoria-Theater Wagners Nibelungen spielte.

Aus dem gluth- und geräuscherfüllten Hause war ich hinausgetreten und hatte mich über den Straßendamm hinüber in die einsame Gasse zur Linken gerettet, welche Münzstraße und Neue Friedrichstraße verbindet, in die schweigsame, dunkle Rochstraße. Tobender, rasselnder Lärm war draußen, tiefe, ruhende Stille war hier; kaum ein Fußgänger kam des Weges, kaum ein Wagen ging an mir vorbei, und indem ich mich an das Geländer der Brücke lehnte, welche dort den Königsgraben überschreitet, war es mir, als stünde ich auf einsamer Insel, mitten im brausenden Meere.

Der Tag war brennend heiß gewesen, ein dunstiges Gewölk bedeckte den Himmel, und vom Lichte der tausend und abertausend Laternen röthlich angeglüht, hing dieser Dunst wie der Widerschein einer flackernden Feuersbrunst über den Häusern der Stadt. Zögernd lösten sich einige Tropfen ab und fielen als schwerer, warmer Regen hernieder. Leise hörte ich es in den Graben niederrauschen, über dem ich stand. Berge von Schutt und Erde waren in demselben gehäuft; man warf ihn zu, um die Bogen der Stadtbahn darin zu erbauen.

Ich blickte in das Dunkel hinunter und überlegte, wie diese schönen Tropfen, die so rein, so makellos vom Himmel herabkamen, morgen nichts weiter sein würden als Pfütze und Koth. Draußen in den Vorstädten mit Gärten, Blumen und Bäumen regnete es nun auch, und wenn morgen der Tag aufgeht, sagte ich mir, werden dort zitternde Tropfen an Zweigen und Halmen sich wiegen und es wird aussehen, als wären

über Nacht Perlen vom Himmel gestreut worden. Und doch war es dieselbe Wolke, aus welcher diese Tropfen geboren wurden und jene, nur daß die einen in den Staub fielen und zu Koth wurden, während die anderen in das duftende Grün sanken und sich in Diamanten verwandelten.

Ob es das Nachwogen der großen Töne sein mochte, die ich soeben im Theater vernommen — meine Seele spann ihre Traumfäden weiter und weiter:

Gleich den Tropfen des Regens, die rein vom reinen Himmel fielen und, vom Winde geweht, in dem weiten Straßenmeer dort unten ihr ungleiches Schicksal fanden, so sah ich die Menschenkinder dahergezogen kommen von fernher nach dem großen Berlin, von dem sie in ihrer Heimath so viel gehört hatten, Wunderbares und Verlockendes. Ich sah ihre Augen geöffnet, ihre Herzen schwellend in der Erwartung alles dessen, was sie erleben würden, und ich sah, wie der Schicksalswind sie ergriff und zur Erde setzte, den Einen auf grünem freundlichem Fleck, den Andern an bösem Orte, wo es schmutzig war und häßlich und wo ihm die Menschen abgewandten Gesichtes vorübergingen. Und in dem Augenblick sank ein Tropfen auf meine Hand, ein einzelner Tropfen, beinah wie eine Thräne — und da — fiel mir ein — — —

Eine Reihe von Jahren ist es her — es war bald nach Beendigung des großen Krieges und zu der Zeit, als Berlin sich darauf besann, daß es die Augen der Welt auf sich gelenkt habe und deshalb ein den Ansprüchen der großen Welt entsprechenderes Gewand anlegen müßte. Diese Ueberzeugung kam bekanntlich

etwas plötzlich, und der fieberhafte Zustand, den sie hervorrief, lebt unter dem Namen der Gründerzeit in unserer Erinnerung fort.

Wie sich das Vorhandensein des Fiebers im menschlichen Körper durch gewisse Erscheinungen kundgiebt, die es auf der Haut zum Vorschein bringt, so erging es auch dem Körper der Stadt Berlin, auf dessen Oberfläche in beinah überstürzender Folge neue Gebäude aufwuchsen. Und damit die neuen Raum zum Dasein erlangten, mußten die alten weichen; da verschwanden in der westlichen Vorstadt die kleinen, tief in Gärten eingebetteten Landhäuser, da erstickten die grünen Rasenplätze der Gärten unter den Haufen von Backsteinen, die man zu Bergen darauf thürmte, und die alten Bäume legten sich stumm und traurig nieder, weil die neuen vierstöckigen Häuser ihnen zu dreist auf die Köpfe herabschauten.

Immerhin gab es damals, zu Beginn jener Zeit, noch hin und wieder einige größere, gitterumschlossene Erdflecke, und ein solcher, zum Genuß von Bier und Kaffee eingerichteter Garten war vor dem Potsdamer Thore, unmittelbar jenseits der Potsdamer Brücke gelegen.

Der Garten war geräumig und durchaus nicht elegant; viereckige Tische von weißlackirtem Holz mit Stühlen von derselben Art bildeten die Ausstattung; er war für den „Mittelstand" berechnet, und dieser Bestimmung kam er im vollsten Maße nach, denn der „Mittelstand" liebte ihn und besuchte ihn zahlreich. Besonders lebhaft ging es an Sonntagen zu, und an einem solchen Sonntag Nachmittag im Sommer war

es, als an einem der vielen Tische zwei junge Männer saßen und Bier tranken.

Der Eine von ihnen, der mit übereinander geschlagenen Knieen nachlässig an den Stuhl zurückgelehnt saß, hatte seinen Platz so gewählt, daß er den ganzen Garten und die Insassen desselben überschauen konnte, und die braunen Augen, die wie zwei lustige gute Kameraden aus dem hübschen jugendfrischen Gesichte herausblickten, besorgten ihren Aufpasserdienst vortrefflich.

Unablässig wanderten sie umher, und sobald sie etwas Bemerkenswerthes entdeckt hatten, wurde an den gegenübersitzenden Freund Bericht erstattet. Dabei nannten sich beide „Kollegen", und aus dieser Bezeichnung, wie aus der Kleidung der beiden jungen Leute, die gewählter als die der übrigen Gartengäste war, durfte man den Schluß ziehen, daß es junge Beamte, vielleicht Referendarien an einem der Berliner Gerichte, waren. Uebrigens gab es viel zu berichten, denn der Garten bildete nicht nur den Sammelplatz für kaffeedurstige Familien. Zahlreich vertreten waren vielmehr Ladenarbeiterinnen, Verkäuferinnen, Buchhalterinnen, jener mühsalbeladene Theil des weiblichen Geschlechtes, welcher Tag aus Tag ein im Frohndienste kärglichen Erwerbes hinzuschmachten verurtheilt ist.

Da saßen sie, diese armen, blassen Geschöpfe, die aus den tiefen Winkeln der dumpfen heißen Stadt aufgetaucht waren, zu zweien oder dreien, manchmal auch ganz allein, eine Handarbeit in den mageren Fingern, ein Glas Bier oder eine Tasse Kaffee vor sich auf dem Tisch. Da saßen sie und genossen den kümmerlichen

Brosamen des Glücks, der für sie von der Tafel des Lebens gefallen war; für eine Woche der Knechtschaft eine Nachmittagsstunde der Freiheit. Sie hatten vielleicht einen endlosen Weg machen müssen, um bis heraus zu kommen vor das Potsdamer Thor, aber sie konnten doch für einen Augenblick den müden Rücken aufrichten, welcher sechs Tage lang von früh bis spät auf die Arbeit sich gebeugt hatte, sie sahen wirklich einen grünen Baum, saßen im Freien, in der Natur, wenigstens in dem, was sie für Natur hielten, und konnten von den Herrlichkeiten träumen, welche Andere ihres Geschlechts alljährlich in Badereisen und Schweizerreisen genossen.

Ob es dies gerade war, was die Augen des Referendars auf ihrer Beobachtungsreise suchten? Schwerlich. Aber wenn sein Blick auf eine solche Gruppe fiel, dann wurde er nachdenklich, und man sah alsdann das Gesicht eines gutmüthigen, weichherzigen Menschen, dem freilich das eigene Glück noch nicht die Zeit gelassen haben mochte, über das Unglück Anderer nachzudenken.

Die Aufmerksamkeit, die er dem weiblichen Geschlechte widmete, war indessen keine ungetheilte, denn von Zeit zu Zeit blickte er suchend auf der Erde umher und jedesmal erhob er dann mit dröhnender Stimme den Ruf: „Schnipp!“ Zunächst erfolgte hierauf gar nichts, dann aber, nach einem Weilchen, kam aus irgend einer Ecke des Gartens stürmenden Laufes ein kleiner gelber Affenpintscher dahergejagt, der mit heftig gestikulirendem Schweife an dem Referendar emporsprang und seine Zugehörigkeit zu ihm bekundete. Mit verständnißvoll leuchtenden Augen nahm Schnipp demnächst einige Verhaltungsmaßregeln entgegen, wie zum Beispiel: „Wo

soll das gute Hundchen bleiben?" „Hier soll das gute Hundchen bleiben," und dann, nachdem er zum Zeichen seines Einverständnisses seinen Kopf in die Hand seines Herrn gedrückt hatte, sprang er hinunter, um weiteren Plänen zur Durchführung des Kampfes ums Dasein nachzusinnen.

Soeben hatte sich ein derartiger Vorgang abgespielt; Schnipp lag, den sinnenden Kopf auf die Vorderpfoten gebeugt, zu Füßen seines Herrn, als plötzlich von einem andern Tische her sein Name ertönte. Es war eine weibliche Stimme, die ihn ausgesprochen hatte, und der Laut klang wie ein zartes Echo zu dem vorherigen Rufe des Referendars.

Hund und Herr richteten gleichzeitig die Köpfe auf. An einem nicht allzu entfernten Tische saßen zwei Mädchen; die Eine ein blasses, hageres Wesen mit spitzem Gesicht und spitzen Fingern, in denen sich eine Häkelarbeit mühsam fortquälte, die Andere ein junges, blühendes Geschöpf mit kleineren, runderen Formen, lieblich gerötheten Wangen und blonden, unter einem Rembrandthute vorquellenden Locken.

Der Hut war keck ein wenig auf die Seite gesetzt, eine hübsch ausgesuchte und zugerichtete Feder schmückte denselben, die ganze Erscheinung des Mädchens athmete jenen unbeschreiblichen Reiz des kleidsamen Geschmacks, der wie der Duft der Weiblichkeit über den Frauen schwebt, unerreichbar trotz Reichthum und Vornehmheit, wenn er von der Natur versagt ist, unverlierbar trotz Armuth und Niedrigkeit, wenn die Natur ihn einmal verliehen hat.

Sie war es, welche Schnipp gerufen hatte, und als sie jetzt den Referendar herüberschauen sah, wurde sie feuerroth und beugte sich kichernd zu ihrer Begleiterin über den Tisch. Diese blickte von ihrer Arbeit nicht auf und nur die schmalen Lippen bewegten sich, anscheinend um einen Tadel über das Benehmen der Andern auszusprechen.

Die Kleine hörte ihr zu und es ging wie eine leise Beschämung über ihr Gesicht; dann aber blitzte der Muthwille wieder auf, die Augen glitten, den Referendar vermeidend, nach der Stelle zu seinen Füßen und „Schnipp" rief sie halblaut noch einmal.

Nun erhob sich Schnipp auf seine Füße; ein Weilchen stand er, die Augen mit staunender Gelassenheit auf die Ruferin gerichtet, dann setzte er sich langsam in Bewegung nach ihr hin, und sein leise wackelnder Schweif schien zu sagen: „Da bin ich aber doch wirklich neugierig."

Sobald das Mädchen ihn kommen sah, neigte sie sich ihm entgegen, schnalzte lockend mit den Fingern und „komm, Schnipperle," rief sie, „komm, Schnipperle!" Vor ihr stand ein halbgeleertes Glas Bier; sie beugte sich zu der Freundin hinüber, welche Kaffee trank, und nachdem sie sich überzeugt hatte, daß dieselbe nicht alle Milch gebraucht hatte, nahm sie, ohne viel zu fragen, das Milchkännchen, goß den Inhalt desselben in die kleine Schale, in welcher der Zucker gelegen hatte, und hielt das gefüllte Gefäß dem Pintscher vor die Nase. Schnipp's Augen nahmen einen verklärten Glanz an, er erhob sich auf den Hinterbeinen, indem er die Vorderpfoten auf die Kniee des Mädchens stützte; die Milch in

ihrer Hand aber rückte höher und höher, so daß der unglückliche Schnipp Tantalusqualen auszustehen begann; ein leises Winseln ertönte, ein letzter äußerster Entschluß malte sich in den spitz emporgerichteten Ohren, und mit einem Satze befand er sich auf dem Schoße der Unbekannten.

Nun wurde ihm der Lohn für seine Mühe zu theil, er durfte die Milch ausschlecken, und nachdem dies besorgt war, drehte er sich, die letzten Tropfen aus seinen Barthaaren leckend, zu dem Mädchen herum, mit einem Ausdruck, als ob er fragen wollte: „Wer bist denn Du eigentlich?"

Das Mädchen schien ein unendliches Wohlgefallen an dem Hündchen zu finden, sie streichelte es, drückte ihre Wange an seinen Kopf und als Schnipp's Zunge ihr leckend in das Gesicht fuhr, schrie sie beinah vor Vergnügen auf. „Wo soll das gute Hunderl bleiben?" sagte sie, die Worte des Referendars wiederholend, „hier soll das gute Hunderl bleiben, hier soll es bleiben, hier" — dabei stieß sie kichernd ihre Freundin mit dem Ellbogen an, und als diese mißbilligend das Haupt schüttelte, überkam sie das Lachen so stark, daß sie den Arm auf den Tisch und den Kopf auf den Arm legen mußte. Der Rembrandthut verschob sich, die blonden Locken quollen ihr über Stirn und Gesicht, und ihr Gesicht lag über der weißen Tischplatte wie eine rothe Rose.

Diesen Augenblick benutzte Schnipp, um von ihrem Schoße zur Erde hinabzuspringen und zu seinem Herrn zurückzukehren.

Mit stummer Aufmerksamkeit war dieser dem ganzen Vorgange gefolgt.

„Welch' ein reizendes Geschöpf!“ sagte er unwillkürlich halblaut vor sich hin.

„Wer?“ fragte der Kollege, der den beiden Mädchen mit dem Rücken zugewandt saß und nichts von Allem hatte sehen können.

„O — nichts,“ sagte der Erstere, und indem er das sagte, wurde er etwas roth, wie ein Mensch, der etwas für sich behalten will.

Ihr Benehmen war ein wenig keck, das konnte er sich nicht verhehlen, aber wie so ganz frei von Dreistigkeit war diese Keckheit, wie so ganz ohne Gefallsucht ihr gefälliges Gethue und Gehabe.

Und wie hatte sie gesagt? „Schnipperle?“ und „Hunderl?“ Sonderbar, so sprach doch keine Berlinerin? das klang ja ganz nach Süddeutschland.

Vor seiner Erinnerung erschien ein Bild, das er im vergangenen Jahre gesehen hatte, als er auf einer Sommerreise nach München gekommen war. Er hatte sich am Abend in eine Bierbrauerei begeben, wo eine Militärkapelle Musik machte. An einem großen runden Tisch mitten im Saale saßen mehrere bayerische Unteroffiziere, unter ihnen Einer, der durch seine frische Jugendlichkeit auffiel. Das Schenkmadl brachte gefüllte Maßkrüge an den Tisch, und nachdem sie alle ihre Krüge vertheilt hatte, behielt sie den für den jungen Unteroffizier bestimmten in der Hand, klappte den zinnernen Deckel zurück, und indem sie dem jungen Manne lachend zunickte, trank sie ihm einen kräftigen Zug vor. Dann setzte sie den Maßkrug vor ihn hin,

der Unteroffizier zog sein Taschentuch heraus, sie nahm es, wischte sich damit die rothen blühenden Lippen ab und gab es ihm zurück, so harmlos, als wenn das Alles gar nicht anders sein könnte. Niemand hatte dem kleinen Vorgange Aufmerksamkeit geschenkt, aber er, der Norddeutsche, hatte das seltsam reizende Bild nicht vergessen können. Immer sah er die kecken braunen Augen des Mädchens über den Schaum des Getränkes hin den jungen Mann anlachen, immer sah er die natürliche Anmuth, mit der sie sein Taschentuch nahm, um sich damit die Lippen zu trocknen — das Alles war so ohne jede Spur von gezierter Sprödigkeit, und so ohne jede Ahnung von Unkeuschheit — er erinnerte sich, wie ihm zu Muthe geworden war, als ob plötzlich eine sonnigere, freiere Lebensluft an sein Herz spülte, und wie er zu sich selbst gesagt hatte: „Bei Gott, hier ist Deutschland."

Und alle diese Erinnerungen und Empfindungen tauchten jetzt wie mit einem Zauberschlage wieder in ihm auf, als er das liebe schalkhafte Ding da drüben sah, das sich wie ein Kind an seinem Schnipp ergötzte.

Er rief den Hund zu sich heran und streichelte ihm den Kopf.

„Nu — Schnipp?" sagte er mit erhobener Stimme, „war es hübsch drüben?" Er folgte mit blinzelnden Augen der Richtung seiner Worte; aber das Mädchen blickte jetzt geradeaus vor sich hin, und er konnte nicht erkennen, welche Wirkung dieselben gemacht hatten.

Sie nahm ihr Bierglas auf und that einen Zug; es dauerte jedoch ziemlich lange, bis sie das Glas

wieder niedersetzte und man hätte glauben können, daß sie ein Lächeln darin verstecken wollte.

Mittlerweile hatte sich unter den Gästen des Kaffeehausgartens eine gewisse Unruhe zu zeigen begonnen, immer mehr und mehr derselben waren verschwunden, und jetzt kam von Westen her ein schweres blaugraues Gewölk am Himmel heraufgezogen. Ein erster Windstoß fegte heran und dies war das Signal zu einem Trommelkonzert auf allen Tischen, durch welches die Kellner zur Empfangnahme der Zahlung herbeigerufen und die Anstalten zum Aufbruche vorbereitet werden sollten.

Auch die beiden Mädchen rüsteten sich. Die Aeltere hob die scharfkantige Nase witternd gen Himmel, raffte mit einem geschwinden Griffe ihre Häckelarbeit zusammen und erhob sich; die Kleine folgte ihrem Beispiele, und nebeneinander herschreitend verließen Beide den Garten. Am Ausgangsthore blieben sie stehen, es schien, daß sie verschiedene Wege einzuschlagen hatten, und in der That, nach einigen wenigen Worten trennten sie sich, und während die Aeltere nach links die Potsdamer Straße weiter hinausschritt, wandte sich ihre jüngere Gefährtin der Brücke zu, um dem Innern der Stadt zuzustreben.

Mit einem Ruck erhob sich der Referendar.

„Wir werden gleich naß werden," sagte er, „ich gehe."

„Ich denke, wir gehen in's Haus und machen eine Partie Billard," meinte der Andere.

Mit einer gewissen Verlegenheit aber wurde dieser Vorschlag abgelehnt, ein energisches Klopfen beflügelte

die Schritte des Kellners, und nachdem die Rechnung beglichen war, drückte er dem Kollegen hastig die Hand. Von den halblaut gemurmelten Abschiedsworten glaubte dieser so etwas wie „noch viel zu thun bis morgen" zu verstehen, dann befand er sich allein und hatte Muße, sich von seiner Verblüfftheit zu erholen.

Im Augenblick, als der Referendar aus dem Garten heraustrat, hatte sich der Himmel ganz schwarz bezogen, und als er die Brücke überschritten hatte, erdröhnte ein lang rollender Donnerschlag und die Pflastersteine sprenkelten sich unter den ersten großen Tropfen des Gewitterregens. Er spannte den Schirm auf und unter demselben scharf auslugend, als wenn er etwas oder Jemanden suchte, ging er die Potsdamer Straße entlang.

Als er bis an die Eichhornstraße gelangt war, hatte sich der anfänglich sanfte Regen in einen Platzregen verwandelt, und als er noch zwanzig Schritte weiter gegangen war, hatte er gefunden, was er suchte. Unter einem der großen Bäume, möglichst dicht an den Stamm gedrückt, stand das Mädchen. Sie hatte keinen Schirm, Pferdeeisenbahnen gab es damals noch nicht, ziemlich rathlos blickte sie zum Himmel auf, der krachend Blitz auf Blitz und schäumend Guß auf Guß herniederschickte.

Mehr als vor dem wilden Ausbruche der Elemente schien sie aber doch zu erschrecken, als sie plötzlich die Stimme eines Mannes neben sich vernahm, der sie fragte, ob er ihr seinen Schirm anbieten dürfte. Sie schaute empor und „O je — der Herr," sagte sie, als sie den Referendar erkannte.

Dann aber wußte sie offenbar gar nicht mehr, was

sie thun und sagen sollte, denn sie wandte sich ab und blickte stumm in den strömenden Regen.

„Der Regen wird sobald nicht nachlassen, und der Baum wird Sie nicht lange mehr schützen," sagte er mit eindringlichem Tone.

„Das glaub' ich freilich selber," erwiderte sie nachdenklich, „und wahr ist's, ich verderbe mir alle Sachen" — wie mit plötzlichem Entschlusse wandte sie sich zu ihm, ohne ihn anzusehen — „wenn der Herr denn also schon von der Güte sein will" — und sie hatte es noch kaum ausgesprochen, als ihr Arm schon in den seinigen gezogen war und sein Schirm über ihrem Haupte die Flügel ausbreitete.

In schweigender Befangenheit gingen sie dahin, da gewahrte sie Schnipp, der wassertriefend vor ihnen einhertrabte.

„O je, das arme Hunderl," rief sie unwillkürlich, „wie das naß wird!"

Der Ausruf klang so drollig, daß der Referendar laut auflachen mußte.

„Es ist doch wahr," sagte sie, „solch' ein armes Thier. Wissen Sie was," fuhr sie fort, „ich möcht' ihn auf den Arm nehmen."

Sie wollte wirklich stehen bleiben, und er hatte beinah' Mühe, ihr den Gedanken auszureden, indem er versicherte, daß Schnipp durch den warmen Regen nicht den mindesten Schaden nehmen würde.

„Na, so lauf also, Du armes Kerlchen," sagte sie.

Nun war das Eis gebrochen, man fing an, sich zu unterhalten. „Eine Berlinerin aber wäre sie doch nicht?" meinte er.

„Na, das mein' ich," erwiderte sie lachend, „daß

der Herr das bald gehört haben wird, daß ich keine bin.“ Aus Bayern sei sie her, und nach Berlin sei sie gekommen, weil sie bei sich zu Haus gehört hätte, wie es in Berlin Geld zu verdienen gäbe wie Heu, viel, viel mehr als bei ihnen zu Haus, und hier arbeite sie in einem Geschäft, wo künstliche Blumen und Putzfedern und dergleichen Dinge gemacht wurden, in der Jägerstraße, denn so etwas zu machen, darauf hätte sie studirt.

Alles das kam so possirlich und doch auch so verständig herausgeplaudert, und wenn er ein wenig nach rechts blickte, so sah er, wie der Rembrandthut zu jedem ihrer Worte nickte.

„Wie ihr denn Berlin gefiele?“ fragte er.

„Je nun, sie sei erst kurze Zeit hier und könne drum noch nicht urtheilen,“ meinte sie, „aber ein wenig sehr groß sei es schon, und wenn man so ganz allein sei —“

„Sie sei also ganz ohne Verwandte und Angehörige hier?“

„Ja, eine alte Tante in Bayern, das wäre Alles, was sie noch an Verwandten hätte; bei der hätte sie gelebt, aber sie hätte es nicht ausgehalten bei ihr, denn die hätte gewettert und geschimpft von früh bis spät.“

„Nun, und die Berliner,“ wagte er sich weiter; „wie gefallen Ihnen denn die?“

„Ja, die Berliner,“ meinte sie nachdenklich, „die Berliner —“

„Haben Sie sich nicht vor ihnen gefürchtet, bevor Sie herkamen?“

„Das schon,“ erwiderte sie, „denn bei uns die Leute, die sprachen oftmals recht häßlich von den Berlinern,

aber das muß ich schon sagen, sie sind nicht so schlimm, nein, es sind rechtliche Leute, auch gegen Solche, die von anderswo kommen, aber arbeiten muß man, arbeiten von früh bis spät, wenn man's auch nur zu etwas Wenigem bringen will."

„Sie haben wohl recht angestrengt zu thun?" fragt er mitleidig.

„Je nun, ja, das hätte sie wohl, aber ihr ginge es flinker von der Hand als mancher Andern — aber freilich, so Tag aus Tag ein, alle Morgen früh in das Geschäft hinein zu müssen, und Abends spät erst wieder heraus —" sie nickte sinnend mit dem Haupte — „aber wissen Sie," unterbrach sie ihre Gedanken, „was komisch an den Berlinern ist? daß sie gar so gern lachen; immer wenn ich etwas gesagt habe, lachen Alle, und ich weiß doch oft gar nicht, weshalb?" Sie richtete plötzlich die Augen zu ihm empor: „Sie sind auch wohl ein Berliner? nicht wahr?"

„Allerdings," sagte er, warum?"

„Nun, Sie haben doch vorhin auch immer gelacht, wenn ich etwas sprach, und dann — und dann —"

„Und dann?" fragte er.

„Ja, schau'n Sie," und sie kicherte leise vor sich hin, ein wenig keck sind die Berliner Herren schon."

Er drückte leise ihren Arm.

„Aber sie meinen es gut," sagte er, „wirklich, sie meinen es gut."

Langsam wandte sie das Gesicht nach seiner Seite und sah ihn schweigend mit ernsten Augen an.

„Und wenn wir manchmal zu dem lachen, was Sie sagen," fuhr er fort, „so geschieht es nicht, um Sie zu

verhöhnen, sondern weil wir uns freuen, weil es so niedlich und hübsch klingt, wenn Sie sprechen."

Sie erwiderte nichts, aber es war ihm, als fühlte er einen ganz leisen, leisen Druck ihrer kleinen Hand auf seinem Arm.

Unter diesen Gesprächen waren sie die Leipzigerstraße hinunter bis an die Mauerstraße gelangt.

„Hier muß ich nun entlang," sagte sie, indem sie mit dem Kopfe nach links deutete, und sie machte eine Bewegung, als wollte sie ihren Arm aus dem seinigen ziehen.

Er hielt ihren Arm fest.

„Aber Sie werden mir doch erlauben, Sie bis an Ihre Wohnung zu begleiten? Es regnet ja noch immer furchtbar; wo wohnen Sie, wenn ich fragen darf?"

Sie zauderte einen Augenblick.

„In der Kronenstraße," sagte sie dann leise, „es ist nicht eben weit mehr zu gehen."

Sie schwenkten in die Mauerstraße ein, und von nun an trat wieder das verlegene Schweigen ein, welches anfangs zwischen ihnen geherrscht hatte.

Nur wenige Schritte hatten sie alsdann in der Kronenstraße gemacht, als sie anhielt.

„So," sagte sie, „hier bin ich, und nun dank' ich halt auch schön!"

Er blickte auf und sah, daß sie vor einem mehrstöckigen Hause standen. Zu der Hausthür, welche ein wenig in das Haus hineingebaut war, führten einige steinerne Stufen empor; wenn man auf diesen stand, war man vor dem Regen geschützt.

Das Mädchen löste sich von seinem Arme los und

schlüpfte behend die ersten Stufen hinan; bevor sie jedoch die Thür erreicht, hatte er den Schirm zugeklappt und war gleichfalls auf die Treppe getreten.

Die Thürklinke in der Hand, wandte sie sich zu ihm zurück.

„Nu, nu,“ sagte sie, halb verlegen, halb lächelnd, „jetzt find' ich mich aber schon allein.“

Im nämlichen Augenblick brach sie jedoch in ein helles Gelächter aus; Schnipp war hinter ihnen drein unter das schützende Vordach getreten und schüttelte sich aus Leibeskräften, dann drängte er sich mit Hintansetzung jeglicher Rücksicht an sie, um sein nasses Fell an ihrem Kleide zu trocknen.

„Wirst Du wohl,“ rief der Referendar, aber das Mädchen hatte bereits ihr Taschentuch herausgezogen und fing an, den Hund wie mit einem Scheuerlappen abzureiben.

„Er bekommt ja das Reißen, der arme Narr,“ sagte sie, während sie sich ganz tief zu ihm niederkauerte.

„So, und jetzt leb' wohl, Du, Herr Schnipp, und vergiß mich nicht.“ Dabei nahm sie seinen Kopf zwischen ihre Hände und bewegte ihn hin und her. Dann erhob sie sich, und als ihr der Referendar, um ihr dabei behilflich zu sein, die Hand hinstreckte, stützte sie sich leicht darauf. Er hatte ihre Hand erfaßt und hielt sie, als sie dieselbe jetzt zurückziehen wollte, fest.

„Darf ich nicht erfahren, mit wem ich die Ehre gehabt habe?“ fragte er leise.

Sie senkte das Köpfchen.

„Wie ich heiße, möchten Sie wissen? Nun, also denken Sie einmal, ich hieße Hildegard."

„Hildegard?" wiederholte er.

„Ja, aber wie ich sonst noch weiter heiße," fuhr sie fort, „das sag' ich Ihnen nicht, sonst lachen Sie wieder über mich."

„Weshalb sollte ich denn lachen?" fragte er.

„Je nun, weil's auch gar zu putzig klingt; geben Sie einmal Acht, aber leise, daß es kein Anderer hört." Dabei trat sie an ihn heran und näherte ihren Mund seinem Ohre, um ihm ihren Namen zuzuflüstern; aber jedesmal, wenn sie anfangen wollte, überfiel sie das Lachen, so daß sie nicht von der Stelle kam. Ihre Lippen berührten die Spitzen seines Haares, ihr warmer süßer Hauch floß um seine Wange. Endlich brachte sie es heraus.

„Hardermiezl," flüsterte sie mit einem Tone, als erwartete sie einen Heiterkeitsausbruch von seiner Seite. Er lächelte indeß nur ganz wenig.

„Das gefällt mir aber ganz gut," sagte er.

„Das gefällt Ihnen?" fragte sie erstaunt.

„Ja, namentlich das Miezl am Ende, das macht sich sehr niedlich, find' ich; das — das paßt so gut zu Ihnen."

Sie wurde ganz nachdenklich.

„Ja, wenn man's von der Seite anschaut," sagte sie, „dann hat's schon was Wahres."

Den träumerischen Blick in die dämmernde Straße hinaus gerichtet, schien sie sich in Gedanken darüber zu verlieren, ob ihr Name zu ihrer Persönlichkeit passe,

dann wandte sie sich mit dem schelmischen Ausdrucke, der so plötzlich in ihren Zügen aufblitzte, zu ihm.

„Jetzt aber warten Sie einmal," sagte sie, „ob ich errathe, wie Sie heißen?"

„Das wollten Sie errathen können?" fragte er.

„Ja, so etwas sieht man den Menschen an den Augen an," und sie senkte den lächelnden Blick in seine Augen.

„Also — also — Karl?"

Er schüttelte den Kopf.

„Theodor?"

Er schüttelte abermals.

„Aber sagen müssen Sie's, wenn ich's getroffen habe!"

Er würde es schon sagen, versicherte er.

„Nun dann — dann vielleicht — Kurt?"

Er zuckte ein wenig zusammen.

„Wahrhaftig," sagte er, „Sie haben es errathen."

Ausgelassen fröhlich klatschte sie in die Hände.

„Und wissen Sie noch etwas?" fuhr sie fort, „ich weiß auch, wie Sie weiter heißen."

„Wie ich mit Familiennamen heiße?" fragte er.

„Mit Familien- oder mit Vatersnamen, wie Sie's nennen wollen; soll ich's Ihnen sagen?"

„Ja, da bin ich wirklich gespannt," erwiderte er,

Sie näherte, wie vorhin, ihren Mund seinem Ohre, diesmal aber schien das, was sie zu sagen hatte, noch viel drolliger zu sein, als das erste Mal, denn sie prustete vor Lachen, sobald sie anfangen wollte.

„Sie sind — aber Sie dürfen's nicht übelnehmen," unterbrach sie sich.

„Ich bin also?“ fragte er.

„Sie sind — der Herr — Kurt von Schnipperle —“

Ihr Scherz bereitete ihr, wie es schien, ein ganz unsägliches Vergnügen. „Der Herr von Schnipp — der Herr von Schnipperle,“ wiederholte sie, und als er in ihre Heiterkeit einstimmte, kam sie vor Lachen ganz außer sich. Eine glühende Wärme überströmte ihn, er warf den Arm um ihren Leib und küßte die volle Wange, die nah vor seinem Munde war.

„O je!“ sagte sie, indem sie sich aufrichtete, und der Ton klang, als ob ihr weh gethan worden sei.

Sie war von ihm fort bis an die gegenüberliegende Wand getreten und hielt das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Leise ergriff er ihre Hände und zog sie herab.

„Sind Sie mir böse?“ fragte er.

Sie gab keinen Laut von sich und sah ihm schweigend in's Gesicht. Beim flackernden Scheine der Laternen, die mittlerweile angezündet worden waren, konnte er die Veränderung wahrnehmen, die in ihren Zügen vor sich gegangen war, ein tiefer Ernst lagerte auf ihrem Antlitz, es sah aus, als schimmerte es feucht in ihren Augen.

„Sind Sie mir gar nicht ein wenig gut?“ fragte er leise.

„Ich weiß es noch nicht,“ gab sie, kaum vernehmbar, zur Antwort.

„Sie wissen es noch nicht?“

„Nein, ich kenne Sie erst gar zu kurze Zeit“ — und die schönen braunen Augen schauten ihn an, tief und ehrlich wie die Wahrhaftigkeit selbst. „Aber ich will Sie einmal etwas fragen,“ fuhr sie fort, und sie senkte

das Haupt. „Vorhin, entsinnen Sie sich, haben Sie mir gesagt, daß Sie – daß Sie es gut meinten — ist das nur so hingeredet gewesen, wie man so etwas sagt? Oder ist's wahr gewesen?"

„Es war die Wahrheit," sagte er hastig. Ihre Hände lagen regungslos in den seinigen.

„Die wahre, wahrhaftige Wahrheit?"

„Die lautere Wahrheit," gab er noch einmal zur Antwort.

Ein tiefer Seufzer schwellte ihre Brust, und indem sie jetzt langsam den Blick erhob und auf ihm ruhen ließ, sah es aus, als gewahrte sie einen ganz andern Menschen, als den, mit dem sie bisher verkehrt hatte. Ihre Augen gingen über sein Gesicht, indem sie prüfend jeden einzelnen Zug in demselben musterte.

„Sie haben so gute Augen," sagte sie leise, „ich meine wirklich, Ihnen darf man trauen."

Die eine ihrer Hände nestelte sich langsam aus seinen umschließenden Händen los, sie öffnete die Hausthür. Im Treppenflur brannte kein Licht, eine schwarze Finsterniß gähnte auf. Sie trat über die Schwelle, indem sie mit der andern Hand seine Finger umspannte; die stumme Bewegung schien zu sagen: „Folge mir" — er trat hinter ihr zur Thür hinein, die Pforte fiel hinter ihnen zu.

In der Dunkelheit, die sie umgab, fühlte er, wie sich zwei Hände auf seine Schultern legten, wie sie sich weiter schoben und hinter seinem Nacken vereinigten; er konnte nichts sehen, nur empfinden konnte er, wie ihre junge Brust sich an die seine legte, wie ihr Gesicht sich neben sein Gesicht schob, so daß ihre Wange

sich an die seine schmiegte. Seine Hände zitterten, als sie die blühende Gestalt umfaßten, und als ihr Busen wogend an seinem Herzen auf und nieder ging, da war es ihm, als sei es der Wellenschlag dieses reinen jungen Lebens, das unaufhaltsam in sein Dasein hinüberzuströmen begann.

„Eins muß ich Ihnen sagen," sprach sie, und ihre Stimme hatte einen tiefen bebenden Klang, „wenn's nicht wahr gewesen wäre, was Sie mir heut gesprochen haben, das wäre schade gewesen, das hätte mir schrecklich weh gethan in meinem Herzen, denn wissen Sie, ich glaub' fast, ich könnte Ihnen gut werden, recht von Herzen gut."

„Ich war Ihnen gut vom ersten Augenblick an, da ich Sie zuerst gesehen habe," erwiderte er flüsternd, „Sie liebes, liebes Kind Sie." Er wandte das Haupt zur Seite und küßte sie auf den Mund. Sie ließ es widerstandslos geschehen.

„Was machen Sie aus mir, was machen Sie aus mir," sprach sie hilflos seufzend.

Da klappte oben im Hause eine Thür, sie riß sich von ihm los, er fühlte, wie sie im Schreck erbebte.

„Geh'n Sie heim jetzt," sagte sie, „ich bitt' schön, geh'n Sie fort." Damit wandte sie sich nach der Treppe.

„Die Treppe ist so dunkel," sagte er, „wohnen Sie hoch?"

„Zwei Stiegen," erwiderte sie, „aber ich finde mich schon."

Er zog eine Büchse mit Wachskerzen aus der Tasche.

„Bitte, nehmen Sie die," sagte er, „damit Sie nicht zu Schaden kommen."

„So viel brauch' ich nicht," antwortete sie, „das wär' ja unbescheiden, das eine genügt schon." Damit hatte sie ein Kerzchen herausgenommen und an der Wand entzündet. Sie stand am Fuße der Treppe, zu ihm zurückgewandt, plötzlich blies sie das Licht aus und kam auf ihn zugestürzt; er fing sie in seinen Armen auf.

„Behüt' Sie Gott!" flüsterte sie, „behüt' Sie Gott!" Ihre Lippen schlossen ihm die Augen und brannten im Kuß auf seinen Lippen.

„Ja und noch eins ist, wissen Sie, was ich Sie gern bitten möcht'," raunte sie ihm zu, „aber Sie dürfen nicht über mich lachen?"

„Gewiß nicht," versetzte er, „was ist es denn?"

„Ich möchte dem Schnipperle gern ein Halsband machen? Werden Sie's nicht übel aufnehmen?"

Sie sah im Dunkeln nicht, wie er lächelte.

„Im Gegentheil," sagte er, „ich werde Ihnen sehr dankbar dafür sein, und der Schnipp wird sich freuen, es wird ihm gewiß gut steh'n."

„O ja," meinte sie, „kleiden soll's ihn schon, ich hab' mir schon unterwegs so ausgedacht, wie es werden soll — himmelblau mit — aber nein — das soll eine Ueberraschung sein," unterbrach sie sich.

Er nahm ihre beiden kleinen Hände wieder in die seinigen und drückte sie. „Darf ich mir's denn bei Ihnen abholen?" fragte er.

„Ja so," und sie versank in Gedanken; daran schien sie gar nicht gedacht zu haben.

„Zwei Treppen hoch?" fuhr er leise fragend fort, „und dann?"

Sie schwieg — „Gradeaus“, sagte sie endlich ganz schnell und leise, zugleich warf sie seine Hände zurück und ohne umzuschauen, eilte sie, so hastig sie vermochte, die Treppe hinauf.

Er hörte ihr Kleid auf dem Flur des ersten Stockes rauschen.

„Hildegard!“ rief er mit gedämpfter Stimme hinauf. Da beugte sich etwas über das Geländer der Treppe. „Behüt' Sie Gott,“ kam es flüsternd von droben herab, „behüt' Sie Gott — Sie lieber Herr von Schnipp“ — dann ein Geräusch wie eine Kußhand, ein ersticktes Gekicher, — trappelnd verlor sich der Schall ihrer Füße auf der oberen Treppe. —

„Da hätten wir ja nun ein kleines Verhältniß,“ sagte Kurt von Steigendorf zu sich selber, als er nach Haus gekommen war und Licht angezündet hatte.

Er war in Gedanken und zwar so sehr, daß er nach einiger Zeit erst die Briefe gewahrte, die seiner wartend auf dem Tisch lagen. Es waren ihrer zwei, der eine von dem Rechtsanwalt, bei dem er seit einem halben Jahre gearbeitet hatte. Der Justizrath übersandte ihm das Zeugniß über seine nunmehr abgeschlossene Thätigkeit bei ihm, dasselbe war in den schmeichelhaftesten Formen abgefaßt; Kurt von Steigendorf galt für einen sehr tüchtigen jungen Juristen. Seine Referendariatsthätigkeit war damit beendigt, er konnte daran gehen, sich zum Assessorexamen vorzubereiten.

Die Schrift auf dem zweiten Briefe war von einer unbekannten Hand; als er ihn öffnete, fand er, daß er von dem Banquier Großberger kam, der ihn zu dem Feste einlud, das er zur Eröffnung und Einweihung

seines neuen Hauses geben wollte. Von diesem Hause, welches der Genannte sich in der Behrenstraße gebaut hatte, sprach man seit einem Vierteljahre in Berlin; es sollte an Pracht der Ausstattung und Einrichtung alles Dagewesene übertreffen.

Großberger war eine Finanzkapazität ersten Ranges und hatte eine Hand wie König Midas, von dem bekanntlich die Sage erzählt, daß er Alles, was er berührte, in Gold verwandelte. Er stand an der Spitze einer großen Aktiengesellschaft, und man sprach von weiteren bedeutenden Unternehmungen, die er demnächst in's Leben zu rufen gedachte. Kopfschüttelnd betrachtete Kurt Steigendorf den Brief. Er konnte sich nicht recht erklären, wodurch er sich den Vorzug erworben hatte, zu diesem Feste eingeladen zu werden; er hatte im Hause des Banquiers noch niemals Besuch gemacht. Allerdings war er ihm zu wiederholten Malen im Bureau des Justizraths begegnet und dieser hatte niemals unterlassen, ihn Herrn Großberger als einen jungen Mann vorzustellen, dem eine juristische Zukunft bevorstände. Herr Großberger war jedesmal sehr entgegenkommend zu ihm gewesen und hatte nie unterlassen, seine Hand in seinen fetten Händen zu schütteln.

„Wir kommen zusammen, junger Mann," pflegte er in orakelhaftem Tone hinzuzufügen, „wir kommen zusammen; dem Juristen gehört die Welt; wenn mein neues Haus fertig ist, besuchen Sie mich, wird mich freuen, Sie bei mir zu sehen; mein châtel wird Ihnen gefallen." Dabei klopfte er ihn auf die Schulter, indem er sich im Stillen über die von ihm gefundene Bezeichnung „châtel" freute.

Kurt Steigendorf wußte recht gut, was Großberger damit sagen wollte, daß dem Juristen die Welt gehörte. Damals war das Zeugniß über das bestandene Assessorexamen ein Werthpapier; es verlieh dem glücklichen Inhaber die Anwartschaft auf eine Fülle von Lebensstellungen, zwischen denen er zu wählen hatte. Der Staat brauchte Richter an seinen Gerichten, die Verwaltungskörper ergänzten ihren Bedarf an Arbeitskräften lediglich aus den Assessoren der Justiz. Dem Staate gegenüber aber standen die großen Unternehmungen des Privatkapitals, welche damals wie Pilze aus dem Boden schossen. Sie brauchten juridisch gebildete Männer zur Leitung ihrer Geschäfte. Auch sie streckten ihre Hände nach den Assessoren aus, und diese Hände waren soviel schwerer vergoldet als die des Staats, daß sie sich häufig als die stärkeren Magnete erwiesen.

Das Examinationsgebäude war gewissermaßen die Assessoren-Börse, und wenn die jungen Leute, mit der Strangulationsmarke des Examens, der weißen Halsbinde, angethan, aus dem feurigen Ofen der Prüfung heraus auf die Straße traten, so brauchten sie sich eigentlich nur danach umzusehen, an wen sie sich am zweckmäßigsten „verkaufen" sollten.

Der Kaufpreis, der geboten wurde, war in den meisten Fällen ein ganz ungeheuerer, und so geschah es, daß junge Männer, die aus bescheidenen, oft sogar ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen waren und in solchen gelebt hatten, plötzlich zu Einnahmen gelangten, die im Verhältniß zu ihren bisherigen fürstliche genannt werden mußten.

Alle diese Gedanken gingen Kurt Steigendorf durch den Kopf, als er jetzt sinnend auf die beiden Briefe schaute, die auf dem Tische nebeneinander lagen, als wären es der Justizrath und der Banquier selbst, die sich verständnißinnig anblickten.

Das Examen bot für ihn keine Schwierigkeit; es war nur eine Frage der Zeit, wann er es machte, und ein halbes Jahr durfte als äußerster Termin gelten. Noch ein halbes Jahr also — und dann —

Unwillkürlich stand er auf, und wie von einer gewissen Unruhe ergriffen, ging er auf und ab. Bald aber setzte er sich wieder, das Zimmer war für solche Spaziergänge zu eng. Er sah sich um und bemerkte, daß es eigentlich ein ziemlich einfaches, beinahe dürftiges Zimmer war. Schon seit Jahren wohnte er darin und hatte es noch nie bemerkt; seine Bedürfnisse waren dieselben geblieben, wie sie während seiner Studentenzeit gewesen waren, obschon seine in der Provinz lebenden Eltern es ihrem einzigen Sohne an nichts hatten fehlen lassen. Aber was hatte er viel gebraucht? Heute zum ersten Male kam ihm der Gedanke, daß man sich eine größere Wohnung beschaffen, daß man sich dieselbe mit Glanz einrichten könne und daß es sich angenehm in einer solchen Wohnung leben lassen müßte. Und das Alles vermöge der eigenen Begabung und Kraft; es bereitete ihm ein behagliches Gefühl, sich in den Gedanken zu versenken.

Und während so die ersten Träume von künftigem Erringen, Besitzen und Genießen gleich einem schweren narkotischen Dufte in den Tiefen seiner Seele aufstiegen, war es ihm, als wehte durch den berauschenden Dunst

plötzlich der süße Duft einer frischen Waldblume, und über Großberger's gemästetes Organ drang eine Stimme an sein Ohr, dem Zwitschern eines Vogels ähnlich: „Behüt' Sie Gott, Sie lieber Herr von Schnipp," und das holde Geschöpf, das heute so plötzlich in seinen Lebensweg getreten war, stand vor ihm da in all' seiner Unschuld, Lieblichkeit und Schalkhaftigkeit. Unwillkürlich mußte er lächeln; er hatte sich soeben im Geiste als Syndikus irgend einer großen Aktiengesellschaft gesehen, mit feierlicher Miene hinter irgend einem mächtigen Schreibtische in einem mächtigen Geschäftssaale Rechtsgutachten von sich gebend, und wie malte sein Bild sich in der Seele dieses Mädchens! Sie hatte gar nicht für nöthig befunden zu fragen, was er sei, für sie war er der „Herr von Schnipp", nichts weiter — ja freilich, etwas noch dazu, der „liebe" Herr von Schnipp.

Er rief den Hund zu sich heran und ließ ihn an seinem Knie emporspringen, er legte die Hand auf sein Köpfchen und dachte an die kleine Hand, die vorher an dieser Stelle gelegen hatte, und plötzlich kam ihm ein ganz sonderbarer Einfall:

Wenn er das Examen gemacht hatte, so konnte er, falls er sonst wollte und sich dem Staate zur Verfügung stellte, innerhalb weniger Tage angestellter Richter sein. Man schickte ihn dann voraussichtlich nach irgend einem kleineren Orte in der Provinz und da konnte er von seinem Gehalte und dem, was er von Hause aus besaß, recht gut einen Hausstand gründen, eine Frau heimführen, und diese Frau war?

— „Hildegard,“ sprach er halblaut in Gedanken vor sich hin.

Wie er sie vor sich sah in dem Augenblick, so deutlich, so lieblich verlockend in dem weißen Brautkleide, das seine Phantasie ihr bereits angezogen hatte; wie sie sich an ihn schmiegte, so süß, so dicht, daß der Brautkranz sich verschob und der Schleier sich zerknitterte und wie sie, als er sie darauf aufmerksam machte, so kindlich sagte: „Es thut ja nix, Du lieber, lieber Mann Du!“ Wie sie mit ihm zur Trauung fuhr und wie sie den kleinen zartbeschuhten Fuß so lächelnd und zögernd auf die Rosenblätter setzte, mit denen man ihren Weg vom Wagen bis zur Kirche bestreut hatte, und wie sie ganz heimlich sich umsah, ob auch das Schnipperle nicht abhanden gekommen sei, das hinterdrein gelaufen war — er lachte laut für sich auf — wahrhaftig, sie würde im Stande sein, zu bitten, daß der Schnipp mit in die Kirche dürfte, um der Trauung beizuwohnen.

Und wie er dann mit ihr leben würde, mit dem holden Kinde Süddeutschlands in dem fernen norddeutschen Städtchen. Wie sie miteinander spazieren gehen würden in der hübschen Umgebung ihres Wohnorts, nicht mehr befangen wie heut, sondern glücklich, liebend und geliebt; er täglich neu seinen Entschluß segnend, der ihn mit raschem Griffe diese schöne Feldblume an seinem Wege hatte pflücken lassen, sie täglich dankbarer dem theuren Manne, der es nicht verschmäht hatte, sich von der Höhe seiner Bildung zu ihm, dem armen kleinen Mädchen, herabzubeugen.

Kurt Steigendorf stand auf und ging an den Schreibtisch, um Herrn Großberger dankend auf seine

Einladung abzuschreiben. Als er jedoch den Grund mittheilen wollte, der ihn zu kommen verhinderte, stockte er. Krankheit mochte er nicht vorschützen, Geschäftsüberbürdung konnte er nicht angeben, das hätte Großberger nicht geglaubt, was sollte er sagen? Er riß den Briefbogen entzwei, und dem nächsten ging es nicht besser.

Er fing an, sich zu ärgern, daß er über einer solchen Lappalie, wie diese paar Zeilen, sich den Kopf zerbrechen mußte, und er merkte, daß es schwerer ist, drei Zeilen zu schreiben, mit denen man etwas verschweigen, als zehn Zeilen, mit denen man etwas sagen will. Es wäre ihm unangenehm gewesen, wenn Herr Großberger ihn nach seinen Zukunftsplänen befragt und er ihm hätte sagen müssen, daß er als Amtsrichter in irgend ein Landstädtchen zu gehen beabsichtige. Er wollte das erstaunte Gesicht nicht sehen, welches Herr Großberger als Antwort auf diese Eröffnung zeigen würde; es wäre ihm peinlich gewesen, wenn er mit Vorstellungen bestürmt worden wäre — und das Alles konnte er doch eben Herrn Großberger nicht sagen, und so kam es, daß auch der dritte Briefbogen zerrissen in den Papierkorb flog.

„Morgen werde ich ihm schreiben,“ entschied er endlich und damit erhob er sich, um den Abend am Stammtisch mit seinen Kollegen zuzubringen.

Als er ziemlich spät nach Mitternacht in seine Wohnung zurückgekehrt war und Licht gemacht hatte, setzte er sich noch einmal an den Schreibtisch und schrieb an Herrn Großberger einen Brief, in welchem er dessen Einladung mit verbindlichem Danke annahm.

Dann blieb er noch ein Weilchen, über sich selbst den Kopf schüttelnd, am Schreibtische sitzen.

War er das wirklich selbst gewesen, der vorhin, die Feder zerdrückend und Bogen nach Bogen zerreißend, an dieser Stelle gesessen? Er, der lustige Kurt von Steigendorf, der denn doch so manches Mädchen schon geküßt, so manches kleine Verhältniß schon gehabt hatte, plötzlich verwandelt in einen sentimentalen Schwärmer? Welch ein Glück, daß er sich noch unter vernünftige Menschen begeben hatte und daß ihm dabei sein „Rappel" vergangen war.

Durch den Freund, mit dem er heut Nachmittag vor dem Potsdamer Thore zusammengewesen war, hatte sich unter den Kollegen so etwas verbreitet, daß Kurt Steigendorf wieder einmal irgendwo den „Anschluß" gefunden hätte. Er widersprach nicht geradezu, aber er erzählte auch natürlich nichts von Allem, was sich zwischen ihm und dem Mädchen begeben hatte, denn er fühlte ganz deutlich, daß er mit seiner Erzählung die ungeheuerste Heiterkeit des Biertisches hervorgerufen haben würde. Und als er beim dritten Glase war, kam er sich selbst mit seinen Gedanken von vorhin unglaublich lächerlich vor.

Eine kleine Putzmacherin, die er an einem Sonntag Nachmittag in einem Kaffeegarten kennen gelernt hatte! und mit der sich am andern Tage verheirathen! Würde es auf der Welt einen Menschen gegeben haben, der das nicht eine tolle Verrücktheit genannt hätte? Was seine Eltern für ein Gesicht dazu machen würden, davon ganz zu geschweigen; aber das Mädchen selbst würde über den Gedanken gelacht haben. Sie eine preußische

Frau Amtsrichter — das würde ihr schön langweilig gewesen sein! Wer sagte ihm außerdem, wes Geistes Kind das Mädchen eigentlich war? Was wußte er weiter von ihr, als daß sie ein hübsches Gesicht hatte und niedlich süddeutsch sprach — und darauf hin heirathen! Sollte man es für möglich halten, auf was für tolle Einfälle der Mensch gerathen kann?

So ernüchtert legte er sich zu Bett, und in dieser Stimmung erhob er sich am andern Morgen.

Die Vorgänge des gestrigen Tages standen halb verblaßt vor seiner Seele und er beschloß, die Sache mit einem energischen Riß zu Ende zu bringen, er wollte das Mädchen nicht mehr sehen. Mochte sie ihn mit dem Halsbande, das sie für Schnipp arbeiten wollte, erwarten, er wollte es nicht abholen. Sie würde sich vielleicht ein paar Tage lang ein wenig grämen, dann würde sie ihn vergessen, und so war Alles gut.

Jetzt war das Examen zu machen und daran sollte ohne Weiteres gegangen werden. Noch an demselben Vormittag machte er sich darum nach dem Kammergericht auf den Weg, um sich den Urlaub für die nothwendigen Arbeiten zu holen.

Als er von dort zurückkehrte und müßig durch die Straßen schlenderte, gerieth er in die Jägerstraße, und dabei fiel ihm ein, daß das Putzfedergeschäft, in dem sie arbeitete, in der Jägerstraße liegen sollte. Unwillkürlich musterte er die Schaufenster, und richtig, nicht weit von der Ecke der Oberwallstraße entdeckte er einen sehr eleganten Laden, in dem künstliche Blumen, Putzfedern und alle möglichen anderen Schmuckgegenstände für Damen auslagen. Sie hatte ihm den Namen ihres

Geschäftes nicht genannt — ob dies ihr Laden sein mochte? Sollte er einmal zusehen? Folgerichtiger wäre es wohl eigentlich gewesen, es nicht zu thun — aber, ach was — Philisterei! Und damit war er bereits eingetreten. Es wurde ihm schwer, seine Befangenheit zu bemeistern, als er den etwas erstaunten Blick wahrnahm, mit dem ihn die hinter dem Kassenpult sitzende Dame musterte; ob sie es ihm ansehen mochte, daß er weniger nach künstlichen als nach natürlichen Blumen suchte?

Hinter dem Ladentische, dem Eingange gegenüber, auf eine Pappschachtel mit nachgemachten Veilchen sich herabbeugend, war ein blondes Lockengewirr sichtbar; jetzt richtete sich dasselbe auf, und eine lodernde Gluth flammte unter den Locken auf — sie war es.

Mit der Fassung jedoch, die Frauen in solchen Fällen ja so weit mehr zu Gebote steht als Männern, erhob sie sich anscheinend unbefangen und erkundigte sich nach seinem Begehren.

„O — er — er wünschte — einige künstliche Blumen zu sehen.“

„Schön, sie würde ihm sogleich eine Auswahl vorlegen.“

Schnell wandte sie sich um, es schien ihr lieb zu sein, daß sie einen Augenblick seinen Augen ausweichen konnte — und fing an, unter den Schachteln, welche hoch bis an die Decke hinauf in den Schränken standen, zu kramen. Sie wandte ihm den Rücken zu, er hatte Muße, ihre reizende Gestalt zu betrachten, deren blühende Umrisse sich unter dem Sommerkleide von leicht gewebtem Stoffe abzeichneten. Indem sie an den Schränken empor=

langte, fielen die weiten Aermel des Kleides bis über die Ellenbogen zurück, und die nackten weißen Arme wurden sichtbar.

Er dachte daran, wie diese Arme ihn gestern umschlungen hatten —

Endlich setzte sie ihre Schachteln auf den Tisch, und nun standen sie sich Beide gegenüber. Er versuchte, einen Blick von ihr zu erhaschen, aber sie hielt die Augen gesenkt, als wenn sie nur an das Geschäft dächte. Aber er sah ihre Brust sich heben und senken und fühlte, wie das arme Kind litt. Sie war jedoch gar zu reizend in ihrer stummen Pein anzusehen, als daß er sich hätte entschließen können, die Quälerei zu enden.

„Ich möchte mich für Veilchen entscheiden," meinte er.

Sie nahm eine Guirlande davon auf, er legte seinerseits die Hand daran, und unter den Blumen berührten seine Fingerspitzen ihre warme kleine Hand.

Sie seufzte beinah hörbar auf, und ein verstohlenes Lächeln huschte über ihr glühendes Gesicht.

„Möchten Sie mir nicht den Gefallen thun, die Blumen einmal in Ihrem Haare zu probiren?" fuhr er grausam fort, „die Haare, für die sie bestimmt sind, sehen den Ihrigen zum Verwechseln ähnlich."

„Ah — wirklich?" Ihre weißen Zähne faßten die Unterlippe — sie konnte es wahrlich kaum mehr ertragen, was der lose Schalk ihr anthat — dann drehte sie sich nach dem Spiegel um, der gerade hinter ihr sich befand, und begann die Veilchen in ihr Haar zu nesteln. Er trat so, daß er ihr Gesicht im Spiegel

erhaschen konnte, und mit ihrem Spiegelbilde begann er sich zu unterhalten.

Sie wollte böse sein, das sah man ihr wohl an, recht, recht böse — aber wenn nur das Lachen nicht gewesen wäre, das ihr fast die Kehle sprengen wollte! Wenn er nur nicht so lieb und nett bei alledem gewesen wäre, der böse, böse Mensch!

Jetzt wandte sie das blumengeschmückte Haupt zu ihm herum.

„O wie wunderhübsch!“ brach er, von unwillkürlicher Bewunderung ergriffen, so laut heraus, daß auch die Kassirerin aufmerksam wurde. Sie trat herzu.

„Es macht sich gut, recht gut,“ sagte sie, indem sie mit wohlwollender Hand noch ein wenig an den Veilchen rückte. Und so, die Hände ineinander gelegt, ganz erglühend in holder Scham, stand Hildegard nun da, und da sie sich jetzt nicht mehr den Zwang der Heimlichkeit aufzuerlegen brauchte, hob sie das Antlitz empor und schaute ihn an. Aus ihren Augen brach ein Strom des Lichtes, und ihr glückselig lächelndes Antlitz sprach zu ihm in stummer schöner Sprache: „Ich liebe Dich.“

„Morgen Nachmittag hole ich mir das Halsband für Schnipp bei ihr ab“ — das war der Entschluß, mit dem Kurt Steigendorf den Laden verließ. Der Vorsatz, mit dem er gekommen, war vergessen, verblaßt wie ein elendes Nachtlicht, das man zur Seite stellt, wenn die Sonne aufgegangen ist.

„Solch ein hinreißendes Geschöpf sein nennen zu dürfen, und es dahin geben ohne Noth, blos einer sentimentalen Schrulle zu Liebe?“ Ja, wenn das die

Kollegen und die Welt erfahren hätten, so würde er etwas zu hören bekommen haben, was noch häßlicher klang als der Vorwurf der Tollheit; einen jammervollen Philister würde man ihn genannt haben, und das mit Recht.

Freilich, es zuckte ihm durch den Kopf, was schließlich aus all' dem werden sollte? Aber — ach was — die einfältige Sentimentalität sollte ihn nicht wieder um seine Freude betrügen! Muß man denn gleich an das Heirathen denken, weil man liebt? Ist nicht die Ehe gewissermaßen eine Pensionsanstalt für die in Ruhestand gesetzte Liebe? Und junge frische Liebe sollte so von vornherein für ihr Altentheil besorgt sein? War er denn der Erste und Einzige, der ein liebes holdes Geschöpf in die Arme geschlossen, auf dem Schoße gewiegt hatte, um später, wenn der Ernst des Lebens herankam, eine Andere zu heirathen? Und das Mädchen selbst — wollte und verlangte es denn etwa, daß er sie heirathe? Kein Gedanke! sie war jung, er war jung, lieben wollte sie ihn und von ihm wiedergeliebt sein — und das sollte sie haben, reichlich, üppig, mit aller Fülle und allem Genuß, denn er liebte sie, o wahr und wahrhaftig, er liebte sie!

Das Herz schlug ihm bis in den Hals, als Kurt Steigendorf am nächsten Tage, zur Stunde, da die Geschäfte geschlossen waren, etwa um acht Uhr Abends, die zwei Treppen in der Kronenstraße hinaufstieg. „Die Thür geradeaus," hatte sie gesagt — in der Mitte der Flurwand befand sich eine Thür — er klopfte leise an. Es verging einige Zeit, er klopfte noch einmal, etwas stärker. Im Innern der Pforte

entstand ein Klappern; die Doppelthür — er hörte, daß es eine solche war — wurde nach innen geöffnet, dann griff eine Hand an den Riegel der Außenpforte, und im nächsten Augenblicke zuckte es durch sein Herz — ein blonder Lockenkopf streckte sich fragend aus der halbgeöffneten Thürspalte.

Mit einem abgebrochenen Schrei ließ sie den Riegel fahren, als sie ihn erkannte, und flüchtete in das Zimmer zurück. Die Thür aber war offen geblieben, behutsam trat er über die Schwelle, indem er leise hinter sich schloß; zwischen seinen Beinen schlüpfte Schnipp in das Gemach. Soweit sie konnte, bis an die der Thür gegenüberliegende Fensterwand war Hildegard geflohen, und dort saß sie, auf einen Stuhl gesunken, das Gesicht in beiden Händen vergraben, ein Bild der bitterlichen Verwirrung und Angst. Kurt Steigendorf war unmittelbar an der Thür stehen geblieben: auch er wagte nicht zu sprechen, sein Athemholen selbst schien ihm zu laut.

Er blickte umher, scheu, als wenn er sich an unerlaubtem Orte befände.

Die Ausstattung des Raumes war die allerbescheidenste; ein Sopha mit einem Tisch davor, an der gegenüberliegenden Wand ein großer Koffer und neben diesem ein einfacher Schrank. Ein paar Stühle und in der Ecke links ein weiß zugedecktes Bett. Als einzigen Schmuck gewahrte er auf dem Tische vor dem Sopha ein Gefäß mit frischen Rosen und über dem Bette, von einem Immortellenkranz umgeben, ein Madonnenbild.

Welch' tiefe Anspruchslosigkeit in dem Allen und in

dieser Anspruchslosigkeit welche Keuschheit! Ein Zimmer, das für keines Fremden Augen bestimmt war! Und in diesem Allerheiligsten des jungfräulichen Weibes stand nun er, der fremde Mann, der Eindringling.

Seine Augen gingen noch einmal zu dem Madonnenbilde zurück; es war ein werthloser Stahlstich, „Ora pro nobis“ stand darunter. „Bitte für uns“ — er hatte diese Worte auf manchem katholischen Heiligenbilde gelesen, wie kam es, daß sie jetzt einen so ganz besonderen Eindruck auf ihn machten? Er überlegte, und plötzlich war es ihm, als träte die Seele, des Mädchens, diese schlichte reine Seele verkörpert vor ihn, als kniete sie vor ihm nieder, ihn mit angstvollen Kinderaugen anblickend, als höbe sie die gefalteten Hände zu ihm empor und spräche: „Bitte! bitte! bitte!“ Was bat sie, was erflehte sie von ihm? Wußte er es nicht? Ahnte er es nicht? Vielleicht doch, denn es überkam ihn plötzlich, wie das schwere Gefühl der Schuld und ein tiefes Mitleid ergriff ihn mit dem armen Geschöpf, das zitternd und schamvoll dort drüben vor ihm saß.

Er trat auf sie zu, kniete an ihrem Stuhle nieder und versuchte von unten auf in ihr Gesicht zu blicken.

„Hildegard,“ sagte er, und man hörte diesem Tone an, daß er aus einem guten Herzen kam — „Hildegard, ist es Dir so gar nicht ein wenig recht, daß ich zu Dir gekommen bin?“

Sie antwortete nicht, aber sie beugte sich zu ihm herab, verbarg ihr Gesicht an seinem Halse und weinte.

Schweigend hielt er sie in seinen Armen.

Da ertönte ein leichtes Geklapper und Meister

Schnipp, der nun einmal vom Schicksal bestimmt zu sein schien, den Vermittler zwischen Beiden zu spielen, zog die Aufmerksamkeit auf sich. Er sah, daß er sich in geschlossenem Raume befand und begriff die Rücksichtslosigkeit nicht, daß man ihn nicht von seinem Maulkorb befreite. Von dem Instinkte geleitet, welcher Hunden sagt, daß sie bei Frauen durch Betteln leichter etwas erreichen als bei Männern, sprang er daher an seiner Freundin empor und fing an, seinen vom Maulkorb belästigten Kopf auf ihrem Schoße zu reiben.

Unter Thränen lächelnd, wandte sie sich nach ihrem kleinen Lieblinge um und hakte ihm den Maulkorb ab, dann hob sie ihn auf ihren Schoß und streichelte ihn und küßte seinen Kopf.

Kurt Steigendorf hatte einen in Seidenpapier gehüllten Gegenstand aus der Brusttasche gezogen und hielt ihr denselben lächelnd hin.

„Kennst Du das?" fragte er. Sie wickelte das Päckchen auf — es waren die Veilchen von gestern. Sie wiegte lächelnd das Haupt.

„Das hab' ich mir gestern bald gedacht," sagte sie, „Du Schlimmer Du, wie hast Du mir zugesetzt." Sie wollte ihn vorwurfsvoll ansehen, aber indem ihre Augen sich in die seinigen tauchten, ging aller Vorwurf in tiefer, seliger Liebesfreude unter. In plötzlicher fassungsloser Hingebung sank sie an seine Brust.

„O Du mein — wie bin ich Dir gut," sagte sie, „Du lieber, lieber Mann Du!"

Dann sprang sie auf.

„Nun gelt? Ich soll sie doch wohl wieder ins Haar stecken?" fragte sie; und als er es bejahte, hüpfte

Wand hing. Er war hinter sie getreten, und während ihre beiden Hände droben am Haupte beschäftigt waren, umfing er sie mit seinen Armen und zog sie rücklings an sein Herz.

Sie sträubte sich, aber er nickte ihr lächelnd, Versöhnung heischend, im Spiegel zu, seine Lippen flammten auf ihren Wangen, auf ihrem Halse, sie fühlte ihren Leib an den seinen gepreßt, und in die Küsse, mit denen nun auch sie ihm Stirn und Mund bedeckte, mischte sich eine Gluth, die vorher nicht auf ihren Lippen gewesen war.

„Jetzt aber das Halsband," rief sie, indem sie sich frei machte, „das Halsband für den Schnipp!" Sie schlug den Deckel des Koffers zurück, griff in denselben hinein und hielt triumphirend ein blaues, mit Silberperlen gesticktes Band empor.

„Da schau her," rief sie, „ist's hübsch?"

Er nahm es in die Hand. „Ich bin Schnipp," las er, zierlich mit Perlchen darauf gestickt. „Und da unten in der Ecke," sagte er, „da steht ja noch etwas? Gewidmet von H. H." Er brach in lautes Lachen aus. „Aber das ist ja reizend!" rief er.

Sie stand ganz verschämt. „Gefällt's Dir?" fragte sie.

„O Du kleine Künstlerin," erwiderte er, „das mußt Du dem Schnipp gleich selber umbinden. Hier, Schnipp, komm her!" Er setzte sich auf den Stuhl und ließ den Hund auf seine Kniee springen, während Hildegard sich zur Erde kauerte, um ihm das Band um den Hals zu knüpfen. Zunächst machte Schnipp ein Gesicht, als wenn er sagen wollte: „Was soll denn daraus werden?"

Dann wurde ihm die Sache unbequem und er sprang zu Boden. Sie griff nach ihm, um ihn festzuhalten, der Hund glaubte, daß sie mit ihm spielen wolle und fuhr blaffend um sie herum; bei den vergeblichen Versuchen, ihn zu erhaschen, sank sie zur Erde und so, das Haupt auf den Arm gebettet, lachend, daß ihr die Thränen über die Wangen liefen, lag sie auf der Diele.

Kurt Steigendorf blickte auf sie herab; er sah ihr blumendurchflochtenes Haar, ihren wogenden Busen, ihre kleinen, mit zierlichen Morgenschuhen bekleideten Füße; in ihrer Aufgelöstheit erschien sie ihm wie eine trunkene Bacchantin, und ein Strom wilden verlangenden Blutes schoß ihm zum Herzen empor.

„Komm," sagte er, indem er mit beiden Armen zu ihr hinuntergriff und sie emporhob. Seine Stimme hatte einen heiseren unterdrückten Klang. Schnipp wurde noch einmal herangerufen, er hielt ihn fest und nun ging das Umlegen des Halsbandes ohne Anstoß vor sich.

„Jetzt schau' ihn an," sagte sie, indem sie, am Boden sitzend, das Haupt zurückgebeugt, so daß es sein Knie berührte, den Hund emporhob, „gefällt Dir das Hunderl jetzt?"

In der That sah das Thierchen allerliebst aus, man konnte keinen geschmackvolleren Putz für dasselbe ersinnen.

„Ja," sagte er, indem er sie emporzog und auf seinen Schoß setzte, „das Werk Deiner Hände gefällt mir, wie Deine Hände selbst mir gefallen, wie Alles an Dir mir gefällt, wie Du selbst mir gefällst." Er drückte ihre Hände, er hob sie an seine Lippen, er preßte

ihre Gestalt in seine Arme, und in all' diesen Bewegungen war eine heiße, verzehrende Gluth.

Anfänglich ließ sie ihn gewähren, denn das Lachen vorhin hatte sie ganz erschöpft, dann wehrte sie seinen ungestümen Händen.

„Nicht so," flüsterte sie, „o nicht doch so — sieh' doch, wie die Mutter Gottes uns zuschaut."

„Wer?" fragte er überrascht.

„Dort, die Mutter Gottes," und sie nickte mit dem Kopfe nach dem Madonnenbilde hin. Seine Augen folgten der Richtung, die sie angab.

„Sieh nur, wie ernst sie ausschaut," fuhr sie fort, und sie dämpfte den Ton, als wenn das Bild sie hören und verstehen könnte. Kurt Steigendorf schwieg und blickte sie von der Seite an.

„Du sollst mir Eins sagen," hub sie nach einer Pause an, „Du bist ein Berliner, also bist Du auch ein Protestant, nicht wahr?"

„Allerdings," erwiderte er, „warum fragst Du?"

„Ist's wahr, daß Ihr keine Mutter Gottes habt, Ihr Protestanten?"

„Ja, das ist wahr," sagte er. Sie blickte ihm in das Gesicht.

„Ach wie schrecklich das sein muß?"

Er wollte lächeln, aber als er ihr ernstes Gesicht erblickte, zog sein Lächeln sich zurück.

„Wenn ich dächte, daß ich ohne Mutter Gottes leben sollte," sprach sie wie in Gedanken vor sich hin, „ich wüßte gar nicht, wie ich das anfangen sollte." Er schwieg.

„Denn siehst Du," fuhr sie fort, „ich hab' keine

Menschenseele, aber die Mutter Gottes ist bei mir, mit ihr spreche ich alle Abende und erzähle ihr Alles."

Ihr Blick hing mit sonderbar starrem Ausdruck an dem Bilde, sie nestelte sich tiefer in seinen umschlingenden Arm, beinah als wenn sie Furcht empfände.,

„Aber die da sieht auch gar so streng aus," sagte sie, „beinahe bös — findest Du es nicht?"

Er vermochte noch immer kein Wort zu erwidern. Sie drückte das Haupt an seinen Hals.

„Weißt," sagte sie, „wenn Du — wenn Du bei mir bist, werd' ich ein Tuch über sie hängen, ich meine sie sieht's nicht gerne? Denn von der Liebe — ich meine, so wie wir uns lieb haben, Du und ich — da weiß sie doch eigentlich nichts davon? Dazu ist sie doch viel zu fromm? Und dann, der heilige Joseph, ja nun ja, es ist wohl ein heiliger Mann, aber so alt, gar so alt — gelt?"

Kurt Steigendorf gab keine Antwort; in lautlosem Staunen blickte er das sonderbar liebliche Wesen an, das er im Arme hielt, und lauschte ihrem Munde, der ihm plaudernd den Einblick in ein Seelenleben erschloß, wie ihm noch keins begegnet war.

„Wie merkwürdig," das war Alles, was er empfand, „wie merkwürdig!" Thorheit und unbewußte Weisheit durcheinander in süßem Geschwätz, wie das Rieseln einer Quelle aus dunklem, duftendem Moose hervor.

„Siehst Du Bilder gern?" fragte er.

„Ja, gern — damals, als sie einmal in München gewesen sei, da hätte sie Bilder gesehen, die wären prachtvoll gewesen und hätten ihr sehr gefallen."

„Dann wollen wir einmal zusammen in das Museum gehen — willst Du?“ Sie nickte.

„Ob sie gern in’s Theater ginge?“ fragte er weiter.

Sie zuckte auf und faßte seine Hand mit beiden Händen.

„O, das Theater! ja, da möchte sie gern, gern einmal hinein!“

„Ob sie lieber ein Lustspiel sähe?“ forschte er weiter.

„Ach nein — das möchte sie nicht; etwas Ernstes müßte es sein, etwas so recht Erhabenes, und womöglich in Versen! Ein klein wenig traurig dürfte es auch schon sein, o ja, daß man tüchtig dabei weinen könnte, aber lieben müßten sie sich in dem Stück, so recht natürlich lieben, daß man so von Herzen dran glauben könnte, und so fest müßten sie an einander hangen, daß man so recht ein Gefühl bekäme, wie die ganze Welt um sie herum zerbrechen könnte und es ihnen doch nichts anhaben könnte.“ Sie unterbrach sich plötzlich und schaute ihn mit verschämten Augen an:

„Ich sprech’ recht einfältiges Zeugs, nicht wahr?“ fragte sie.

Er küßte sie sanft auf den Mund.

„Nein,“ sagte er, „ich könnte Dir stundenlang zuhören, wie Du sprichst. Dabei fällt mir ein, morgen wird der Faust im königlichen Theater gegeben — möchtest Du den einmal sehen?“

Sie neigte ganz leise das Haupt.

„Gut also,“ fuhr er fort, „ich werde Dir ein Billet schenken — willst Du?“

Mit einem Jauchzen fiel sie ihm um den Hals.

„O Du guter, guter Mann Du!“ rief sie.

„Ich werde es in ein Couvert stecken und Dir im Laufe des Tages in Dein Geschäft senden; um 6 Uhr mußt Du im Opernhause sein, da fängt es an.“

„O je,“ sagte sie, „um 6 Uhr? Da ist mein Geschäft aber noch nicht geschlossen.“

„Kannst Du Dich denn nicht einmal etwas früher losmachen?“ fragte er. Sie überlegte. Dann warf sie den Kopf zurück.

„Ach was,“ sagte sie, „ich weiß zwar, sie sehen's nicht eben gern, aber einmal ist keinmal — ich werd' mich schon herausbringen, daß ich zur Zeit im Theater bin. Wirst Du auch hinkommen?“

„Ja freilich,“ antwortete er, „wir sitzen nebeneinander.“

„Bei einander!“ und sie schlang die Arme um seinen Hals, „bei einander sitzen wir und sehen das schöne, schöne Stück in dem schönen Theater! Wie das schön sein wird! Wie ich mich freue auf morgen! — Auf morgen! auf morgen!“ wiederholte sie, indem sie tänzelnd vor Vergnügen umherhüpfte.

Er sah ihr schweigend zu; immer, wenn sie lachte, oder sich über etwas freute, gerieth sie wie in einen Taumel und Rausch — daran mußte er denken, und das Bild fiel ihm wieder ein, wie sie ihm einer Bacchantin gleich erschienen war.

Seine Brust hob sich in tiefen Athemzügen, seine Nasenflügel zitterten leise — es war, als wenn er noch etwas auf der Seele, noch etwas zu sagen hätte — aber er stand auf, unwillkürlich den Kopf schüttelnd, wie wenn er eine stumme Anfrage seines Innern mit

„Nein" beantwortete, wie wenn er etwas, das aus der dunklen Tiefe heraufverlangte, zurückwiese.

Er trat an das Fenster und legte die Stirn an die Scheiben; draußen war es dunkel geworden, die Laternen brannten, er sah nach der Uhr.

„Wahrhaftig," sagte er, „es geht auf zehn; sie werden gleich die Hausthür schließen. Nun also denn, Du meine Süße, Geliebte, leb' wohl."

Fast unbewußt waren diese Worte über seine Lippen gequollen, mit ausgebreiteten Armen stand er mitten im Zimmer, sie eilte in seine Arme und schmiegte sich hinein, an seine Brust.

„Mußt wirklich schon gehen?" fragte sie leise, „ist's gar so spät schon?"

„Ja, ja — ich muß," gab er flüsternd zur Antwort.

„Nun denn also — auf morgen?" fuhr sie fort.

„Morgen — ja morgen," sagte er, und „Morgen — morgen," wiederholte sie, indem sie ihn zu jeder Wiederholung des Wortes küßte.

Er machte sich los, er kam zurück und umfaßte sie noch einmal, er riß sich zum zweiten Male los und während sie, im Zimmer stehend, ihm Kußhände nachschickte, ging er hinaus, die Treppe hinab, eilig, hastig, beinah', als flüchtete er vor etwas; die Hausthür fiel dröhnend hinter ihm zu, er trat auf die gegenüberliegende Seite der Straße und blickte zurück, zu ihren Fenstern hinauf. Eins derselben war geöffnet, und aus demselben beugte sich etwas heraus, und in die dunkle Nacht löste sich ein weißer, leuchtender Arm hinaus, ihm nachwinkend „Fahr' wohl, fahr' wohl!"

„O ja — fahr' wohl," lispelte er vor sich hin, und

es war ihm, als er dahinschritt, als umströme ihn noch einmal der Duft der holden Gestalt, die er am Herzen gehalten hatte; in seinen Ohren klang ihr süßes „Auf morgen,“ und das stürmende Blut, das in seinen Ohren hämmerte und brauste, gab das Echo zurück „Morgen! morgen!“ Es schlang den Laut in seine heißen Wellen und trug ihn wirbelnd durch alle Adern und Kanäle dahin, an jedem Organe anpochend, ihm zurufend „Morgen! morgen!“ und der sanfte Laut, der wie der Hauch auf eines Engels Lippen geboren war, verwandelte sich in den gewaltsamen Schrei tobender Dämonen, die mit glühenden Gesichtern aufstanden und nach Sättigung verlangten. —

Als am Abende des nächstfolgenden Tages spät nach zehn Uhr der Vorhang des Opernhauses über Gretchen's Leid und Liebe gefallen war, hörte Kurt Steigendorf einen langen, tiefen Seufzer an seiner Seite, und das war beinahe das erste Lebenszeichen, das Hildegard seit dem Beginne der Vorstellung von sich gab.

Die starren Augen auf die Bühne gerichtet, die Hände im Schoße zusammengefaltet, so hatte sie gesessen; wenn er sie in den Zwischenpausen fragte, ob sie mit ihm hinausgehen wollte, hatte sie schweigend das Haupt geschüttelt; nicht die Ausschmückung des herrlichen Raumes, nicht die Menschen rings um sie her, nur die wunderbaren Dinge waren für sie vorhanden, welche dort vor ihr sich begaben, und der großen Dichtung brausender Strom ging über sie dahin wie die Fluth des Meeres, in dem sie versank und ertrank.

Sie hatten in der innersten Mitte des Parquets gesessen und mußten jetzt einen Augenblick warten, bis daß die Sitzreihe, an deren Ende ihre Plätze lagen, sich entleert hatte. Er stand neben ihr und fand Zeit, sie schweigend anzuschauen. Noch immer saß sie, wie gebannt, die Augen auf den Vorhang gerichtet, der alle Herrlichkeit verbarg; in ihren Augen standen zwei große Thränen, jetzt lösten sich dieselben und flossen langsam an ihren Wangen herab.

Er beugte sich zu ihrem Ohre nieder. „Komm, Hildegard,“ sagte er, „wir müssen gehen.“

Sie erhob sich, ohne ihn anzusehen. Draußen reichte er ihr Hut und Ueberwurf, dann bot er ihr den Arm.

„Ist es Dir kalt?“ fragte er, als sie in die Nacht hinaustraten; er hatte gefühlt, wie sie zuckte und schauerte.

„Das nicht,“ gab sie leise zur Antwort, „aber — ich weiß nicht — wie sagt doch das Gretchen? Mir läuft ein Schauer über'n Leib — so ist mir.“

Er drückte ihren Arm fester und schlug einen Weg durch möglichst einsame Straßen mit ihr ein; an einer ganz menschenleeren Stelle blieb er stehen und schlang den Arm um ihren Leib; er fühlte, wie sie zitterte.

Mit einem dumpfen Seufzer sank sie an seine Brust und blieb an seiner Brust liegen, so daß er selbst sie wieder aufrichten mußte.

„Komm,“ sagte er flüsternd, „komm.“

Sie setzten schweigend ihren Weg fort. Als sie vor Hildegard's Wohnung angelangt waren, stieg er mit ihr die Stufen zur Hausthür hinauf und mit dem Schlüssel, den sie ihm einhändigte, schloß er die Pforte

auf. Dann standen sich Beide im Dunkel gegenüber, vor der erschlossenen, aber noch nicht geöffneten Thür, ohne Wort, ohne Laut, so daß Jeder des Andern schwere Athemzüge hörte. Und dann ergriff er leise, leise ihre Hände. Sie hob das Antlitz und schaute ihn an; es war das erste Mal, daß sie ihn heute Abend anblickte, und es war ein wunderbarer Blick; Zukunft und Gegenwart, Beides lag darin. Wie ein Gewittergewölk, das langsam aus fernen Tiefen empordunstet, die Zukunft; wie ein Sonnenblick, der unter der lastenden Masse um so funkelnder Himmel und Erde überstrahlt, die Gegenwart — und die Gegenwart trug den Sieg davon. Er schaute sie an — und ohne daß er ein Wort gesagt, wußte sie, daß er eine Frage an sie gerichtet hatte — sie schaute zurück, und ohne einen Laut von ihrer Seite wußte er, daß sie auf seine Frage geantwortet hatte — die Pforte ging leise knarrend auf, und hinter Beiden fiel sie dumpf hallend in's Schloß. — —

Vierzehn Tage später fand das Einweihungsfest bei Großbergers statt; das châtel wurde in Scene gesetzt und es geschah in großartiger Weise.

Die weit geöffnete Pforte des Hauses schlang ganze Ströme von Gästen ein; nicht Berlin allein stellte sich zu dem Abende ein, bis in die Provinzen, zum Theil nach entlegenen Orten waren Einladungen hinausgeflattert und fast jede derselben brachte einen Gast als Rückfracht heim. Es gab so manchen Gutsbesitzer und Industriellen da draußen, der allen Grund hatte zu zeigen, wie hoch er die Ehre einer solchen Einladung zu schätzen wisse.

In den prunkvollen Räumen flutheten die Menschenströme auf und nieder, mit einer gewissen Regelmäßigkeit, indem sie sich zunächst dem in der Mitte gelegenen Saale zuwandten, um von dort nach rechts und links auseinander zu spritzen. In jenem Saale stand mit der Miene des Polykrates, der auf das beherrschte Samos niederschaute, Herr Großberger und empfing seine Gäste.

Ihm zur Rechten stand seine Frau, eine gleichfalls ziemlich behäbige Dame, die unter den prachtvollen Diamanten, mit denen sie geschmückt war, etwas selbstzufrieden auf die huldigenden Menschen herabblickte, zu seiner Linken eine junge Dame, seine Tochter, Fräulein Clara Großberger.

Als Kurt von Steigendorf seinen Ueberzieher in der Garderobe abgegeben und seine Nummermarke in Empfang genommen hatte, fühlte er sich unter den Arm gefaßt; es war der Justizrath, der ihn begrüßte.

„Kommen Sie mit," sagte er, „ich stelle Sie sogleich den Damen des Hauses vor."

Dieser Mühe aber ward er überhoben, denn sobald Großberger den jungen Mann auf der Schwelle erscheinen sah, ging er ihm mit ausgestreckten Händen entgegen.

„Charmé, Sie bei mir zu sehen," sagte er, „charmé."

„Liebe Eugenie," wandte er sich an seine Frau, „erlaube, daß ich Dir vorstelle: Herr von Steigendorf — habe Dir erzählt —" fügte er mit einem vielsagenden Blicke hinzu. — Die Herrin des Hauses war etwas herablassend, aber gnädig — „sie hätte durch

ihren Mann und den Justizrath viel Gutes von ihm gehört."

„Liebe Clara," wandte Großberger sich nach links, „erlaube, daß ich Dir vorstelle: Herr von Steigendorf." Fräulein Großberger war gerade im Gespräch mit Anderen begriffen, sie wandte sich daher kurz um und streifte Kurt Steigendorf mit einem flüchtigen, aber durchdringenden Blick; während sie leicht das Haupt zum Gruße neigte, kam es ihm vor, als ob ein Lächeln, schnell wie ein Gedanke, über ihr Gesicht dahinglitt.

„Ich bitte Sie, nachher meine Tochter zu Tische zu führen," sagte Herr Großberger mit erhobener Stimme, „wir werden das Souper in den Gärten der Semiramis nehmen."

Fräulein Clara, die ihre unterbrochene Unterhaltung bereits wieder aufgenommen hatte, wandte sich bei diesen Worten ihres Vaters noch einmal um; diesmal lächelte sie wirklich.

„Damit Sie verstehen, was Papa meint," sagte sie, „so müssen Sie wissen, daß unser Gewächshaus in gleicher Höhe mit diesem Stockwerk liegt; Papa meint, es sei ein schwebender Garten, und deshalb nennt er das Treibhaus den Garten der Semiramis."

Sie wandte sich ab; andere Gäste traten heran, begrüßten und wurden begrüßt, und von ihrem Strom erfaßt, ließ sich Kurt Steigendorf durch die strahlenden Gemächer, die sich links und rechts in langer Flucht öffneten, dahintragen. Der massive Reichthum, der ihm hier entgegentrat, erdrückte ihn fast.

Das Licht der großen krystallenen Kronleuchter spiegelte sich in den parquettirten Fußböden und über-

fluthete die Schaaren anmuthiger Frauen, die sich auf den Rundsophas, unmittelbar unter den Kronleuchtern, zusammendrängten; ungeheuere Vasen von Alabaster und Malachit standen auf Tischen von vergoldeter Bronze in den Fensternischen, die Wände waren mit Bildern moderner Meister bedeckt.

Alles war vorhanden, nur eine Kleinigkeit fehlte: die Behaglichkeit. In diesen Zimmern konnte man rauschende Feste feiern, aber nicht wohnen; diese Bilder und Kunstwerke waren nicht Stück für Stück mit dem Auge des Liebhabers und Kenners ausgesucht und erstanden, man merkte, daß sie „im Ramsch" zusammengekauft waren. Irgend ein Kunsthändler hatte den Auftrag bekommen, eine „Gallerie" zu liefern — und da war die Gallerie.

Und so wie mit der Bildersammlung, war es mit der Bibliothek beschaffen, welche am Ende der einen Zimmerreihe in einem mit prachtvoller dunkelbrauner Holztäfelung versehenen Raume aufgestellt war. Dichter aller Zeiten und Länder prangten in der gemeinsamen Farbe roth-leuchtender Einbände mit Golddruck, und das Gewand der ältesten von ihnen war unberührt wie das der jüngsten; in braunen endlosen Reihen standen, wie Batterien schweren Kalibers, die Werke der Geschichte und Volkswirthschaftslehre; die Naturwissenschaft trug ein dunkelgrünes Kleid. Außer dem Buchhändler, welcher den Bücherschatz besorgt hatte, schien bei der Aufstellung desselben auch ein Maler mitgewirkt und für die richtige Farbenabtönung der Einbände Sorge getragen zu haben.

Um der Dekoration nach oben einen passenden Ab-

schluß zu geben, standen auf den Bücherschränken Büsten von Homer, Goethe, Schiller, Lessing, Shakespeare, Molière und Anderen, die sich mit verdutzten Augen anschauten, als wenn sie fragen wollten: „Wie kommen wir eigentlich hier herein?"

Ein Rauschen und Brausen, von unzähligen redenden Menschenstimmen und wandelnden Menschenfüßen erzeugt, schwirrte und wogte durch die geschmückten Räume; die Gäste, die sich zum größten Theile heute zum ersten und voraussichtlich auch zum letzten Male sahen, gingen an einander vorüber, als ob sie sich in einem Gasthause oder sonstigen öffentlichen Lokale befänden.

Dann kam ein Drängen nach einem gemeinsamen Ziele in die Masse: in dem großen Saale hatten die Damen auf Stuhlreihen Platz genommen, eine einzelne Stimme ertönte in der lauschenden Versammlung; ein Improvisator ließ sich hören. Nachdem er geendet und mehrere Applaussalven geerntet hatte, fing das Schieben, Wandeln und Plaudern der Massen von Neuem an, bis abermals in dem großen Saale ein neues Bild die Aufmerksamkeit fesselte: ein Zwergenpaar stellte sich auf einem in die Mitte des Saales gerückten Tisch vor. Was man sonst nur für Geld im Circus zu sehen bekam, bei Großberger gab es das umsonst.

Nachdem auch die Zwerge ihre Schuldigkeit gethan hatten, verschwand der Wirth für einen Augenblick aus dem Saale, um gleich darauf mit leuchtendem Antlitz zurückzukehren.

„Meine Herrschaften," rief er laut und in einer

Aufregung, die ihm längere Sätze verbot: „Die Siamesen!“

Ein allgemeines „Ah“ rauschte durch den Saal, und gleich darauf wackelten die zusammengewachsenen ostasiatischen Brüder herein. Herr Großberger sah sich um — „ob er Feste zu geben verstand?“ Er hatte jetzt in seiner Haltung etwas von Napoleon.

Kurt Steigendorf hatte sich von der Masse in den Saal schieben lassen, und der Zufall hatte ihn so geführt, daß er nicht weit von Fräulein Großberger stand. Er konnte ihr Gesicht mit mehr Muße betrachten als vorhin. Es war nicht häßlich, beinah hübsch, aber um wirklich hübsch genannt zu werden, fehlte es ihm an Liebenswürdigkeit; ein Ausdruck von Kälte lag auf ihren Zügen, der sich beinah bis zum Mißmuthe steigerte. Sie hatte die Zwerge kaum eines Blickes gewürdigt und schenkte den Siamesen ebensowenig Aufmerksamkeit; indem sie ihren Vater ansah und dessen Aufgeregtheit bemerkte, ging ein unmerkliches spöttisches Lächeln über ihr Gesicht. Großberger trat jetzt auf sie zu.

„Du weißt, daß ich die Orgényi engagirt hatte, die Orgényi hat abgesagt,“ äußerte er mit lauter Stimme, „hat in letzter Stunde in der Oper singen müssen.“

„Dann können wir ja zum Abendessen gehen,“ entschied Clara Großberger, indem sie sich rasch erhob. Der Ausfall der einen Programmnummer schien ihr ebensowenig Kummer zu bereiten, als die vorhergehenden ihr Theilnahme abgerungen hatten.

„Zum Souper, meine Herrschaften, wenn ich bitten

darf!" rief der Herr des Hauses; die Flügelthüren gingen auf, und es entstand ein Brausen und Rauschen, indem jeder Herr seine Dame suchte.

Als Clara sich nach ihrem Herrn umwandte, stand Kurt Steigendorf bereits neben ihr. Sie nickte, wie wenn sie sagen wollte: „Bravo; er ist bei der Hand wenn man ihn braucht," ihr Gesicht aber behielt seinen gleichgültigen Ausdruck, sie ergriff seinen Arm und ließ sich von ihm führen, indem sie ihm durch leichte Drucke die Richtung andeutete, die er einzuschlagen hatte.

„Man glaubt zu führen und man wird geleitet," sagte er, als er ihre lenkenden Bewegungen spürte.

„Frei nach Goethe," erwiderte sie, „Sie sind wohl überhaupt ein großer Verehrer Goethe's?"

„Weshalb? Blos weil ich ein Wort von ihm citire, das jeder Mensch kennt?"

Sie blickte ihn von der Seite mit den scharfen, klugen Augen an.

„Oder sollten Sie andere Ziele als Goethe suchen, wenn Sie in den Faust gehen?" fragte sie.

Er zuckte unwillkürlich zusammen.

Unterdessen waren sie an ihren Plätzen angelangt und ließen sich nebeneinander nieder. Er konnte noch nicht wieder zu Worte kommen.

„Bitte, schenken Sie sich ein," sagte sie völlig ruhig, indem sie den Hals einer Champagnerflasche, die im Kühleimer auf dem Tische stand, nach ihm hindrehte. Er füllte schweigend ihrer Beider Gläser, währenddem zog sie die Handschuhe von den schlanken, weißen Händen und blickte musternd über die Tafel. Dann hob sie das

Glas an die Lippen und schaute ihm über das Glas hin in's Gesicht.

„War es hübsch neulich im Faust?“ fragte sie leise.

„Also — Sie — Sie waren im Theater?“ platzte er verlegen heraus.

„Es scheint fast so,“ erwiderte sie mit ihrem spöttischen Lächeln. „Uebrigens scheinen Sie das Stück zu kennen.“

„Weshalb?“

„Weil Ihre Augen viel weniger auf der Bühne waren,“ fuhr sie mit unzerstörbarem Gleichmuthe fort, „als anderswo.“

„Jedenfalls aber darf man Ihnen zu Ihren Augen gratuliren,“ fuhr er auf, „sie scheinen Ihnen ausgezeichnete Dienste zu leisten!“

Die Art, wie sie ihn ausforschte, empörte ihn, er war heftig geworden und sah sie mit blitzenden Augen an. Sie ertrug seinen zürnenden Blick und ihr Gesicht nahm zum ersten Male einen lebendigeren Ausdruck an als bisher; er sah hübsch aus in seinem Zorn, er gefiel ihr; die reiche Tochter des reichen Großberger hörte Tag aus Tag ein nur Komplimente und Schmeicheleien, es war ein prickelnder Reiz, einmal von einem Manne etwas rauher angefaßt zu werden.

„Ich mache Ihnen ja keine Vorwürfe,“ sagte sie leichthin, „was können Sie dafür, daß der Zufall Ihnen eine so hübsche Nachbarin an die Seite gesetzt hatte?“

Er erröthete bis unter die Stirnhaare und blickte stumm auf seinen Teller nieder; auf die Art entging es ihm, wie sie ihn von der Seite betrachtete.

Noch nie hatte er sich einer Frau gegenüber so verwirrt gefühlt; es war ihm aber auch noch keine so keck erschienen. Daneben überlegte er, daß sie ihn also schon vor dem heutigen Abende gekannt hatte? Er war ihr nie vorgestellt worden, sie hatte sich ihn mithin zeigen lassen? Sie hatte ihn im Theater mit den Augen verfolgt, aufmerksam verfolgt? Aus ihren Worten und Fragen klang etwas heraus, das man, wenn man wollte — Eifersucht hätte nennen können? Er fuhr vor seinen eigenen Gedanken zurück und traf sie mit einem zürnend staunenden, fragenden Blick. Als Clara Großberger den Blick auf ihrem Antlitz brennen fühlte, verließ sie ihre gleichgültige Kälte, eine flammende Gluth loderte ihr vom Halse zu den Schläfen hinauf und ihrerseits neigte sie das Haupt.

Ein wilder, sinnlicher Gedanke sprang plötzlich wie ein heißer Quell in ihrem Innersten auf: wie köstlich es sein mußte, einmal einem Manne gegenüber zu stehen, vor dem man sich fürchten könnte! Kurt Steigendorf sah jetzt gerade so aus, als ob er der Rechte dazu sein könnte.

„Sie müssen heut' alle Leiden eines Einweihungsfestes überstehen," sagte sie nach längerem Schweigen über den Rand ihres Fächers hin zu ihm, „nachher wird auch noch getanzt — tanzen Sie?"

„O ja," erwiderte er, und es fiel ihm ein, daß er verpflichtet sei, sie zum Tanz zu engagiren; seine Aufforderung wurde mit einer leisen Neigung des Hauptes angenommen.

Das Abendessen ging zu Ende, obschon es den An=

schein gehabt hatte, als könnte das Gebirge von Luxus und Genuß, welches dies Abendessen darstellte, gar nicht in menschlichen Mägen, und wären ihrer Legion gewesen, untergebracht werden.

Aus dem Garten drunten drang das Geräusch von gerückten Stühlen und Tischen herauf; in den Gärten der Semiramis erhob man sich gleichfalls, und in dem Augenblick schmetterten auch bereits die Trompeten der Musikkapelle die einleitenden Takte der Polonaise. An die Polonaise schloß sich ein Galopp, und als Kurt Steigendorf Clara Großberger zu diesem in die Arme nahm, und sie sich an seine Brust schmiegte, durchrieselte es sie wie vorhin. Wie breit diese Brust war, wie stark der Arm, mit dem er sie umfing, wie hochgewachsen er sie überragte! Wer in diesem Augenblick ihr Gesicht beobachtet hätte, der würde gesehen haben, wie ihre Augen sich dämmernd schlossen und ihre Lippen sich leise lechzend öffneten.

Kurt Steigendorf war ein ausgezeichneter Tänzer, er trug die leichte Gestalt des Mädchens wie im Fluge durch den Umkreis des geräumigen Saales; sie schmiegte sich fester an ihn, er führte sie zum zweiten Male dahin; als er mit ihr zu dem Ausgangspunkte zurückkam, hörte er, wie sie schwer, beinahe seufzend athmete, und er fühlte, wie ihr Körper in seinen Armen heiß zu werden begann. Sie mochte wohl genug haben, aber nun schoß auch ihm etwas Glühendes in das Blut; er dachte an vorhin, an die Pein, die er durch sie erlitten, an ihre Frage, über die er sich geärgert hatte, sie war in seiner Gewalt — zum dritten Male riß er sie wirbelnd dahin, und obgleich sie jetzt vor Ermattung

stöhnte und offenbar erschöpft war, mußte sie ihm noch ein viertes Mal rings um den Saal herum folgen.

„Hören Sie auf — hören Sie auf," sagte sie ächzend; er ließ sie frei und führte sie zu einem Sitz. Dort sank sie nieder, das glühende Gesicht hinter dem Fächer bergend, athemlos, ermattet. Er stand neben ihr, auf sie niederblickend, sie aber senkte das Haupt, um seinen Anblick zu vermeiden. Sie befand sich in einem unbeschreibbaren Zustande, sie war außer sich; sie hatte ein Gefühl, als hätte sie einen Kampf mit ihm bestanden und sei unterlegen, und in das Gefühl der Demüthigung über ihre Niederlage mischte sich die Erinnerung an die Wonne, mit der sie sich in seiner Gewalt empfunden hatte. Als er sah, daß sie der Unterhaltung mit ihm auswich, wandte er sich ab. In dem Augenblick richtete sie das Haupt auf und folgte ihm mit den Augen: „Ob er eine Andere zum Tanze engagiren würde?" Er hatte indeß, so schien es, keine Lust dazu; er beschaute den wogenden Schwarm, dann verschwand er im Nebenzimmer. Sie hatte ihn betrachtet, als er so stand; keine Spur von Ermattung oder auch nur Erhitzung war an ihm wahrzunehmen gewesen.

Spät nach Mitternacht endete der Tanz und die Gäste begannen den Rückzug. Schnell wie sie sich gefüllt hatten, leerten sich die Räume, und als Kurt Steigendorf sich von den Gastgebern verabschieden wollte, ergriff Herr Großberger seinen Arm.

„Würde mich freuen," sagte er leise, damit die Uebrigen es nicht hören sollten, „wenn Sie noch zu

einer Cigarre bleiben wollten: man spricht gern noch ein vernünftiges Wort nach so etwas."

Kurt trat zur Seite und bald darauf kam Herr Großberger zu ihm heran.

„So," sagte er, tief aufathmend, „nun kommen Sie, junger Freund." Er legte cordial den Arm in den seinigen und geleitete ihn nach einem Raume, wo, von duftigem Cigarrenrauche umwölkt, einige ältere Herren, vertraute Freunde des Hauses, saßen und es sich bei echtem Biere wohl sein ließen. Unter ihnen befand sich der Justizrath.

„Herr von Steigendorf," sagte Großberger, vorstellend, und wenn Kurt es nicht vorher schon bemerkt hätte, so mußte er jetzt an dem Ausdruck der Gesichter, die sich auf ihn richtete, wahrnehmen, daß er zu den Bevorzugten des Hauses gehörte.

Großberger ließ sich in einem Schaukelstuhle von amerikanischem Holze mitten im Zimmer nieder, zündete sich eine Cigarre an und knöpfte die Weste auf. Man unterhielt sich bei seinem Eintritte über Politik und Handelskonjunkturen, und nachdem er eine Weile schmauchend zugehört, griff er in das Gespräch ein. Es dauerte nicht lange, so beherrschte er das Feld. Er sprach in fließender Rede, er sprach ausgezeichnet. Kurt Steigendorf hörte ihm staunend zu; war das derselbe Mann, der ihm während des bisherigen Abends heut einen so unbedeutenden, beinah abgeschmackten Eindruck gemacht hatte? Er hörte politische Verhältnisse mit einer Klarheit auseinandersetzen, daß ihm zu Muthe wurde, als rollte sich die Karte Europas zum ersten Male vor ihm auf, und in diese Karte zeichnete Großberger Eisenbahn-

kombinationen, Verbindungswege von wahrhaft genialer Kühnheit hinein.

Während er mitten im besten Sprechen war, rauschte ein Frauenkleid auf der Schwelle, Fräulein Clara trat herein; die Mutter schien sich zur Ruhe begeben zu haben. Weder Herr Großberger noch einer der sonstigen Anwesenden nahm von dem jungen Mädchen Notiz; man war daran gewöhnt, daß sie sich als schweigende Zuhörerin in dem Kreise der Männer einfand. Aus einer der Schachteln, die auf den Tischen rings umher verstreut standen, nahm sie eine Cigarette und zündete dieselbe über der Lampe an; während sie das that, gingen ihre Augen suchend im Kreise umher — dort, in der Ecke hinten saß er, den sie suchte.

Die nackten Schultern mit einem weißen Burnus umhüllt, nahm sie am geöffneten Fenster Platz, den Arm auf das Fensterbrett gestützt, das Haupt in der aufgestützten Hand ruhend. Sie saß ziemlich weit von den Männern entfernt, hinter dem Rücken derselben, nur Einem konnte sie von ihrem Platze aus gerade in's Gesicht sehen und an dessen Gesicht hafteten ihre Augen.

Kurt Steigendorf bemerkte anfänglich nichts davon, denn er hing mit Augen und Ohren an dem redenden Manne dort in der Mitte des Zimmers, der ihm mit jedem Worte merkwürdiger und bedeutender erschien.

Es giebt kaum etwas, was in einem jungen begabten Manne alle geistigen Kräfte schneller und energischer weckt, als wenn ihm von berufener Seite ein Bild der großen Weltverhältnisse entwickelt wird, in denen er seine Fähigkeiten gebrauchen soll. Das Gefühl

des Zwecks geht in ihm auf und läßt ihn jede geistige Uebung, die er bisher vereinzelt und wie als Selbstzweck hat betreiben müssen, als ein Werkzeug zur allgemeinen Kulturarbeit der Welt empfinden.

Als Kurt Steigendorf, ganz benommen von diesem Bewußtsein, aufathmend den Kopf erhob, sah er die dunklen Augen des Mädchens, die sich von drüben her in seine Augen tauchten.

Er fühlte sich wie gebannt.

Sein Instinkt sagte ihm, daß diese Augen schon lange, ohne daß er es bemerkt, auf ihm geruht hatten, und der Ausdruck derselben war merkwürdig, anders als bisher. So wie der Vater, hatte sich plötzlich, wie es schien, auch die Tochter verwandelt. Während des bisherigen Abends waren ihre Augen ihm klein und schmal geschlitzt erschienen, jetzt waren sie groß und rund, vorher waren sie kalt, spöttisch und klug und nichts weiter als klug gewesen — jetzt war etwas Geheimnißvolles in ihnen, etwas, das in weicheren Augen schmachtende Sehnsucht gewesen wäre, und das in diesen Augen verlangendes Begehren ward.

Er konnte den Blick nicht von ihr wenden; ihre Augen wichen um keine Linie von ihrer bisherigen Richtung, im Gegentheil, sie tranken, wie der gierige Wirbel in dunkler Fluth, seinen Blick in sich ein.

Und so entstand zwischen den Beiden über die Köpfe der dazwischen Sitzenden hinweg eine stumme, lautlose Unterhaltung. Es war ihm, als hörte er sie fragen: „Erkennst Du nun, wer eigentlich, wie eigentlich mein Vater ist? Daß er kein Narr ist, wie Du gedacht hast, sondern ein kluger, ein bedeutender Mann?

Ahnst Du nun endlich, daß die Tochter eines solchen Mannes etwas Anderes ist, als Du gedacht hast? Daß sie mehr zu gewähren im Stande ist, als Du gedacht hast, und mehr als das kleine, alberne, blonde Geschöpf, an das Du Deine Blicke und Deine Seele neulich im Theater verschwendetest?"

„Aber warum zieht Dein Vater mich zu sich heran? Was will er? Was willst Du von mir?" so fragten seine Augen zurück. Da sah er die feinen Nasenflügel sich weiten, die weißen Zähne hervortreten und in die schmale Unterlippe greifen, die ganze schlanke Gestalt des Mädchens schien sich in eine lodernde Flamme der Sinnlichkeit zu verwandeln, die nach ihm hinüberzüngelte, und „Dich selbst will ich haben" sagten die leidenschaftlichen Augen, „Deine stolze, blonde, adlige Männlichkeit, und dafür sollst Du Alles erhalten, was des Mannes Seele mit Glück und Rausch erfüllen kann: Reichthum ohne Maß und Grenze, Ansehen, Macht und Herrschaft in der Welt — denn über alle diese Schätze verfügt mein Vater und mit dem Allen wird er Dich, freigebig wie ein König, überschütten, weil er weiß, daß ich Dich liebe, ich, sein einziges, angebetetes Kind!"

Kurt Steigendorf senkte das Haupt und wischte sich über die Stirn, es war ihm, als käme er aus einem wachen Traume zurück. Man erhob sich zum Abschiede, und in demselben Augenblick rauschte die Portiere zum Nebenzimmer und Clara Großberger war verschwunden.

An der Seite des Justizraths ging Kurt durch die im Morgengrauen aufdämmernden Straßen.

„Ein gescheidtes Haus, ein enorm gescheidtes Haus,

dieser Großberger," sagte der Justizrath. „Wie gefällt Ihnen die Tochter?"

Kurt murmelte eine unverständliche Antwort.

„Sie machen doch jetzt bald Ihr Examen?" fuhr der Justizrath fort.

„Ja," erwiderte der Gefragte kurz und bestimmt.

Der Justizrath blieb vor seiner Hausthür stehen.

„Das ist recht," sagte er, „halten Sie sich daran." Er beugte sich zu Kurt's Ohren und kniff ihn in den Arm. „Wenn Großberger Sie in Entreprise nimmt, und mir scheint, er hat nicht übel Lust dazu, dann ist Ihr Glück gemacht. Beschlafen Sie sich das. Adieu." Und lachend verschwand er im Hause.

Mit einem Gefühle dumpfer Trunkenheit in Kopf und Herzen wanderte Kurt Steigendorf seiner in der Westvorstadt gelegenen Wohnung zu. Als er über den Wilhelmsplatz kam und die ersten Strahlen des neuen Tages aufleuchteten, blieb er stehen und reckte die Arme aus — es war ihm, als ginge die Welt zum ersten Male vor ihm auf, und als müßte er sie an sich reißen mit all' ihrer Fülle und Unendlichkeit. —

„Es ist zwar eigentlich eine Thorheit, sich zu unterbrechen, wenn man mitten in der besten Arbeit ist," sagte Kurt Steigendorf, als er mehrere Tage später Nachmittags die Bücher zur Seite schob, über denen er seit dem frühen Morgen gesessen hatte, „aber ich hab's ihr nun einmal versprochen." Er sah nach der Uhr; dreiviertel auf Neun, nun, dann durfte freilich nicht gezögert werden, wenn er Hildegard heut noch sehen wollte.

Er war nicht gerade in rosiger Stimmung, als er langsam seines Weges dahin schlenderte; Examenarbeiten und Liebe — zwei schwer vereinbare Gewalten in des Mannes Leben. Dazu kam, daß es heiß war, und aus der luftigen Vorstadt mußte er in die schwülen Straßen der inneren Stadt hinein.

„Daß sie auch gerade in der unglückseligen Kronenstraße wohnen muß, und daß man zwei steile, unbequeme Treppen erklettern muß, um zu ihr zu gelangen" — er wunderte sich, daß er das früher nie empfunden hatte.

Es war zwischen ihnen verabredet worden, daß, wenn er sie aufsuchte, er nicht an der Thür anklopfen, sondern an der Wand daneben mit der Hand anschlagen sollte. Des Mädchens feines Ohr vernahm sein Pochen, von innen an die Wand klopfend gab sie ihm Antwort, und dann öffnete sie die Thür.

Sie hatte sich die unschuldige Spielerei so ausgedacht, er war darauf eingegangen und hatte sich jedesmal gefreut, wenn er den hastig-fröhlichen Schlag ihrer feinen Fingerknöchel an der Wand vernahm und wenn er nachher sah, wie sie, über das ganze Gesicht lachend, sich an ihrer Erfindung erfreute. Als er heute vor ihrer Thür stand, überlegte er, daß es doch eigentlich eine rechte Thorheit sei, die Wand statt der Thür zu benutzen, und er pochte an letzterer an.

Die Thür blieb geschlossen — natürlich, denn das war ja doch nicht er, der so anklopfte? und wem Anders hätte die Pforte sich öffnen sollen?

Er wurde ungeduldig und schlug mit der Faust zweimal neben der Thür an die Wand. In demselben

Augenblick ertönte der Gegenschlag von Innen, man konnte bemerken, wie sie im Zimmer drinnen auf der Lauer gestanden hatte. Die Pforte ging auf, und in dem Rahmen der inneren Thür stand Hildegard, halb freudig, halb ängstlich, die Augen forschend auf ihn gerichtet.

„Je — bist denn Du es wirklich gewesen?“ fragte sie, als er eingetreten war und sie hinter ihm geschlossen hatte, „warum hast denn heut so anders angeklopft?“

„Ich — ich hatte nicht daran gedacht,“ erwiderte er gleichgültig, „und außerdem, es ist doch eigentlich ein bischen unsinnig.“

„Nicht unsinnig ist's,“ sagte sie ernsthaft, „es ist doch, damit ich weiß, ob Du es bist und Niemand Anderes.“

„Nun ja, ja,“ sagte er, indem er den Hut auf den Tisch warf, „aber wenn man den Kopf voll ernsthafter Gedanken hat —“

Sie hing sich mit beiden Armen um seinen Hals und schaute ihm zärtlich in das Gesicht. „Geh' her,“ sagte sie, „ich seh's Dir am Gesicht an, Du hast Sorgen? gelt?“ Er versuchte sich von ihr loszumachen, sie näherte ihr Gesicht dem seinigen. „Und so gar keine Gedanken hast mehr für mich,“ fragte sie leise mahnend, „daß Du mir nicht einen Kuß mehr geben kannst?“

„Ja so“ — sagte er zerstreut; er legte den Arm um sie und küßte sie. Hildegard ließ die Hände von seinem Nacken sinken und trat einen halben Schritt zur Seite; mit einer stummen, sorgenvollen Frage blickte sie ihn von der Seite an.

Frauenlippen haben ein gutes Gedächtniß für Küsse.

„Wo ist denn das Schnipperle heut geblieben?“ forschte sie, während er sich in das Sopha setzte.

„Er war hinausgelaufen, während ich arbeitete,“ gab er zur Antwort, „ich hatte keine Zeit, ihn nachher zu suchen.“ Es war das erste Mal, daß Schnipp ihn nicht begleitete.

„Wie schade,“ sagte sie, „ich hatt' ihm grad' heute einen ganzen Topf mit Milch besorgt.“

Sie war zum Fenster, fernab vom Sopha getreten; es wurde so eigenthümlich still im Zimmer, und als er aufblickte, sah er sie, hinausblickend, stehen, und zwei schwere, stumme Thränen rollten über ihre Wangen.

Ein tiefes Leid griff ihm plötzlich in's Herz, er sprang auf sie zu und schloß sie in seine Arme. „Hildegard,“ sagte er und der Ton seiner Stimme klang wieder wie am ersten Tage ihres Zusammentreffens, „mein süßer, lieber Engel, weine nicht! weine nicht!“ Aber nun sank sie in seine Arme und schluchzte bitterlich.

„Warum bist denn heut' so gegen mich? so — so ganz anders?“

„Weine nicht,“ sagte er noch einmal, „das nächste Mal bring' ich Dir den Schnipp mit und — und weil Du ihn gar so gern hast, will ich ihn Dir schenken.“

Sie lächelte unter Thränen und schaute ihn mit den freundlichen Augen an.

„Du bist doch wirklich ein guter, ein zu guter Mann,“ sagte sie „aber das verlang' ich und will ich ja gar nicht. Nur sagen sollst mir, was Du heute hast?“

„Nun sieh,“ erwiderte er, „ich habe jetzt viel zu denken und zu arbeiten, ich habe ein großes, schweres Examen zu machen.“

„Ein Examen?“ fragte sie.

„Ja, hast Du schon einmal davon gehört, was das bedeutet, wenn Jemand das Assessorexamen macht?“

Sie schlug die Hände zusammen.

„Ein Assessor?“ fragte sie staunend, „das bist Du? Du bist ein Assessor?“

„Noch nicht,“ gab er lachend zur Antwort, „aber ich will einer werden.“

„O Du mein —“ fuhr sie fort, „dann bist Du ja wohl eigentlich ein vornehmer Herr? Dann wirst Du wohl am Ende noch gar einmal ein Excellenz-Herr?“

Er hielt sie lächelnd im Arm.

„Wo Du hindenkst,“ sagte er. Sie schaute zu ihm auf.

„Und das also liegt Dir im Kopf,“ sagte sie, „das Examen; o Du armes Schatzerl' Du, Du lieber, lieber Mann!“

Ein tiefer Seufzer der Beruhigung hob ihre Brust; ihr Gesicht war wie verklärt. In dem Augenblicke hörte man leises Kratzen an der Thür draußen, und mit einem Jauchzen flog sie hin, um zu öffnen.

„Das Hunderl!“ rief sie, „das liebe gute Hunderl!“ Und sie hob Schnipp, der seinem Herrn auf dem wohlbekannten Wege nachgelaufen war, frohlockend in den Armen empor. Im Nu war er des Maulkorbes entledigt und dann vernahm man, wie er sich mit schlappender Zunge die Milch schmecken ließ, von der sie heute einen großen Topf für ihn besorgt hatte.

Alle Wolken waren von ihrer Stirn verschwunden,

sie war wieder ein fröhliches, harmloses Kind. Jetzt trat sie zu Kurt, der auf dem Sopha saß, und mit jenem Ausdruck schalkhafter Verschämtheit, der dem holden Antlitz einen so reizenden Zauber verlieh, beugte sie sich über die Lehne des Sophas zu ihm.

„Wirst nicht lachen, wenn ich Dir etwas sage?“ fragte sie.

„Was ist's denn wieder einmal?“ meinte er.

Sie neigte sich tiefer zu ihm.

„Weißt, ich versteh' mich so ein bischen darauf, in der Zukunft zu lesen; ich werd' Dir sagen, wie's mit Deinem Examen ausgehen wird. Und bevor er noch etwas erwidern konnte, hatte sie aus ihrem Koffer ein Spiel alter Karten hervorgenommen, die sie vor ihm auf den Tisch legte.

„Aber Hildegard,“ wandte er ein; sie stürzte jedoch auf ihn zu und verschloß ihm mit Küssen den Mund.

„Laß mich machen,“ flüsterte sie, „ich bitt' schön, laß mich machen; Ihr klugen Berliner wollt an so etwas nicht glauben, ich weiß schon, aber ich hab's da unten bei uns zu Hause gelernt, und ich sag' Dir, sie trügen nicht, die Karten trügen nicht.“

Sie zündete die Lampe an, mischte die Karten und hieß ihn abheben. Er that es mit spöttischem Lächeln und doch mit jenem heimlichen Unbehagen, dem sich kein Mensch entziehen kann, wenn er hört, daß ihm sein Schicksal verkündet werden soll.

Dann begann sie die Karten reihenweis aufzulegen.

Sie that es langsam und mit gespanntester Aufmerksamkeit, anfänglich stumm, dann unterbrach sie sich durch unwillkürliche Ausrufe. „Uijeh!“ sagte sie,

„uijeh! „Und nachdem sie die zweite Reihe bis ans Ende gelegt hatte, warf sie die Karten auf den Tisch, schlug die Hände zusammen und sah ihn mit staunenden, leuchtenden Augen an.

„Weißt, wie's wird?" rief sie, „großartig wird's! Ein großes Vorhaben steht vor Dir, und großartig geht's aus! Großartig!"

„Wahrhaftig?" sagte er, und trotz seiner scheinbaren Gleichgültigkeit war es ihm sehr viel lieber, als wenn er das Gegentheil zu hören bekommen hätte.

Mit jauchzendem Ungestüm warf sie sich über ihn, umarmte und küßte ihn. „Wie mich das freut," stammelte sie, „siehst, wie mich das freut! Wie ich Dir das gönne von Herzensgrund!"

Ihre selbstlose Freude an seinem Glück war so hinreißend schön, daß er das liebenswürdige Geschöpf voll Inbrunst an sein Herz drückte.

Sein Glücksstern befand sich augenscheinlich noch immer im Steigen, denn auch die nächstfolgende Reihe schien ihr ausnehmend zu gefallen; beinahe jede Karte erhielt ihren ermunternden Zuruf:

„So ist's recht — das gefällt mir, das wird ja immer besser — aber das muß ich sagen —" und als sie bis ans Ende der Reihe gekommen war, blickte sie wieder mit staunenden Augen über den Tisch zu ihm hinüber. „Wer bist denn Du eigentlich?" fragte sie, „das wird ja ganz arg mit Dir! Lauter Glück und Glanz und Reichthum — o Du mein — und Geld bekommst Du — Geld —" Kurt Steigendorf antwortete nicht, und um seine Befangenheit zu verbergen, lächelte er.

Sie nahm die Karten wieder auf, um sie bis an das Ende zu legen; er sah ihr zu; ihre Wangen brannten, ihre Augen funkelten vor Erregung. Plötzlich bemerkte er, wie ihre Hände langsamer, beinahe zögernd zu arbeiten begannen, sie athmete schwer, aus den gesenkten Augen blickte sie verstohlen zu ihm hinüber, und als sein Blick ihr begegnete, huschten ihre Augen zurück. Es war keine Karte mehr übrig.

„Nun?" fragte er, als er sie stumm am Tische stehen sah.

Mit einem hastigen Griffe raffte sie das ganze Spiel zusammen.

„Laß," sagte sie, „ich will's noch einmal —"

Diesmal flogen die Karten ohne Unterbrechung, in stürmischer Hast auf den Tisch. Mit aufgestützten Ellenbogen neigte sie sich darüber, so daß ihre Locken die Karten berührten, dann fuhr sie zurück.

„Wahrhaftig," sprach sie tonlos vor sich hin, „ganz und gar wie das erste Mal — es ist also richtig."

„Was ist denn?" fragte er. Es wurde ihm fast unheimlich zu Muthe, als er ihren Blick schwer und fragend, als wollte sie sein Innerstes durchforschen, auf sich gerichtet fühlte. Ihr Gesicht war blaß geworden; sie wiegte das Haupt.

„Daher also käme es? daher?"

Um den Tisch herum trat sie langsam auf ihn zu, setzte sich neben ihn auf das Sopha, und indem sie ihn mit den Armen umschlang, verbarg sie das Haupt an seiner Brust.

„Weißt, was ich in den Karten gelesen habe?" fragte sie; „eine Frau liegt Dir nah, ganz nah; all'

ihr Sinnen und Denken ist nur bei Dir?" Er versuchte die Sache in's Lustige zu ziehen.

„Die Frau, denk' ich, kenne ich —" und er schlang den Arm um sie, „sitzest Du nicht nah genug bei mir?"

Sie hob das Gesicht und schaute ihn mit tiefem Ernste an.

„Spotte nicht," sagte sie, „ich bin es nicht, ich bin ein armes Mädchen und die da, die Andere, ist unmenschlich reich; von ihr kommt ja all' das viele Geld."

Ein Schauer rieselte ihm durch Mark und Bein.

„Das kommt davon," sagte er unwirsch, „wenn man sich den Kopf mit thörichtem Zeuge füllt! Laß doch die einfältigen Karten, wirf sie fort!"

Nur um so leidenschaftlicher aber drängte sie sich an ihn.

„Schmähe sie nicht," rief sie wild erregt, „sie lügen und trügen nicht. Du weißt es ja am besten selbst, daß sie die Wahrheit sprechen, denn Du — hast ja schon daran gedacht, daß Du sie heirathen willst?"

Mit einem Ruck sprang er von seinem Sitze auf; etwas Eiskaltes legte sich auf seine Brust. Wer hatte die Geheimnisse seines Innern vor dieses Mädchens Blicken aufgethan? Wohnte in den elenden Blättern dort auf dem Tische wirklich ein geheimnißvoller Zauberspuk? Oder war es nur der Instinkt des weiblichen Herzens, der durch Eifersucht bis zur Hellseherei gesteigerte Instinkt, der ihr prophetisch die Augen öffnete? Konnte er vor sie hintreten und mit einem einfachen „Nein" ihre düsteren Orakel über den Haufen werfen? Er konnte es nicht, und wenn seine Lippen bei dem „Nein" nicht gestrauchelt wären, so hätte sein Gewissen sich erhoben und ihm zugerufen: „Du lügst." Jetzt gab es kein Sichselbstbelügen mehr,

jetzt wußte er, warum ihm heute der Weg zu ihr so lästig geworden war, warum er Alles vergessen hatte, was ihr Freude machte, bis auf das Küssen, an das sie ihn heut zum ersten Male hatte erinnern müssen.

Es war ihm zu Muthe, als hätte er diese letzten Tage ein verschleiertes Bild in seiner Brust getragen, vor dessen Anblick er sich gescheut hatte. Des Mädchens Worte hatten hineingegriffen, und da war es nun und ließ sich nicht wieder verbergen und nicht mehr hinausdrängen, und er kannte dies Gesicht, es war des reichen Mannes reiche Tochter, und plötzlich fiel es ihm ein, daß er in all' den Tagen nichts Anderes neben seinen Büchern gedacht hatte, als daß er Clara Großberger heirathen wollte.

Ein lastendes Gefühl von Schuld umzwängte ihm die Kehle; er konnte kein Wort hervorbringen. Schweigend trat er auf Hildegard zu, die mit verhülltem Gesicht auf dem Sopha saß, und wollte sie in die Arme schließen. Sein Schweigen aber war für sie die schrecklichste Sprache, es bedeutete, daß er sich nicht vertheidigen konnte, daß es Wahrheit war, was sie geahnt hatte, und sie riß sich wie verzweifelt aus seinen Armen.

„Ich hab's gewußt," sprach sie schluchzend, „ich hab's gewußt, als Du heut zu mir kamst, nach so langer Zeit zum ersten Male, als Du so fremd aussahst, und so kalt zu mir warst, so kalt! so kalt!"

Sie war auf das Sopha gesunken, das Gesicht in die Kissen gedrückt, die Hände wühlten in den blonden Locken; und wie er sie dahingestreckt liegen sah, war es ihm, als hörte er den brausenden Dampfathemzug der wilden, erbarmungslosen Welt, die auf klirrendem

Wagen dahergefahren kam und über die Glieder des armen schwachen Geschöpfes dahinging. In süßem Kindertraum befangen, hatte sie des Weges nicht geachtet und war auf das Schienengeleise gerathen, wo sie zermalmt werden mußte. Und wer war es, der den Traum in diesem unschuldigen Köpfchen geweckt und genährt hatte? Er — er — er! Wie ein Verbrecher stand er vor ihr.

Er sank vor dem Sopha in die Kniee.

„Hildegard," rief er flehend, „Hildegard!"

„Du willst mich verlassen," gab sie dumpf schluchzend zur Antwort, „ich weiß es, ich fühl' es, Du willst mich verlassen."

„Nein," sagte er, „nein! Ich bin ja bei Dir, ich bleibe ja bei Dir!"

Er hatte eine von ihren Händen ergriffen, er drückte sie an den Mund, die Thränen stürzten ihm aus den Augen und überströmten die kleine Hand. Da erhob sie das Haupt, wandte sich zu ihm und mit einem tiefen, stöhnende Schrei fiel sie ihm um den Hals. Ihre Hände glitten über sein Haupt und streichelten leise sein Haar, dann bog sie ihm das Gesicht zurück.

„Wie er gut ist," sagte sie, „wie er doch gut ist," und sie küßte ihn sanft auf beide Augen. Er setzte sich an ihre Seite, sie schmiegte sich dicht an ihn und ruhte von Thränen, Kummer und Aufregung an seiner Seite aus.

„Siehst," sagte sie, „nun ich weiß, daß Du so ein großer Herr bist, weiß ich ja, daß Du mich nimmer heirathen kannst — und ich will Dir ja auch keine Vorschriften machen, das wär' ja unbescheiden von mir

13*

— und das Beste wird schon sein, wenn ich bald von hier gehe und Dich frei mache von mir —"

„Sprich nicht so," unterbrach er sie, „Du zerreißt mir das Herz — wo wolltest Du denn hingeh'n?"

Sie wiegte sinnend das blonde Köpfchen. „Wohin? Je nun — ich meine — nach meiner Heimath zurück. — Aber was ich Dir noch sagen wollte," fuhr sie nach einer Pause fort, „siehst, ob Du's nun glauben magst oder nicht, aber wahr ist's einmal doch — was in den Karten steht — eh' Du die heirath'st, die Andere, überleg's Dir noch einmal; denn Geld und Reichthum bringt sie Dir, das ist schon wahr, aber glücklich, weißt, glücklich wirst Du mit ihr nicht."

Sie hatte die Hände gefaltet in die seinigen gelegt, sie blickte vor sich hin, als schaute sie in weite ferne Zukunft hinaus, und in den Zügen ihres Gesichts war ein stummes, wühlendes Ringen — der Gram hatte seine Hand darauf gelegt.

Es ward ihm unerträglich, diesen schweigenden Jammer länger anzusehen.

„Laß jetzt die Andere," sagte er, „laß jetzt die Sorgen und Gedanken und denke daran, daß wir bei einander sind. Morgen früh, wenn gut Wetter ist, werde ich Dich abholen kommen; Du liebst die schönen großen Gärten, Du hast es mir gesagt, als wir zusammen in Potsdam drüben waren, morgen will ich Dir einen zeigen, den Du noch nicht kennst, den Schloßgarten in Charlottenburg; hast Du Lust?"

Sie nickte leise und ein Lächeln kehrte in das vergrämte Gesichtchen zurück.

„Ich muß dann freilich wieder aus dem Geschäft

fortbleiben," sagte sie, „und sie haben mir gesagt, weil's in letzter Zeit schon öfters geschehen sei, es dürfte nicht mehr oft vorkommen. — Aber — was hat's denn noch zu bedeuten? Ich geh' ja fort."

Er war aufgestanden, sie hing mit scheidendem Kusse an seinen Lippen.

„Und den Schnipp," sagte er, „den nehmen wir auch mit? Nicht wahr?"

Sie nickte wieder stumm und blickte auf den Hund nieder.

„Nenn' mich doch noch einmal so wie damals,', flüsterte er, „Du weißt: den ‚Herrn von Schnipp'!"

Sie sah ihm in's Gesicht.

„Du lieber — guter —" fing sie an, aber als sie weiter sprechen wollte, zitterten ihre Lippen, Thränen liefen über ihr Gesicht und sie wandte sich hastig ab. —

Die tiefe, friedvolle Ruhe des köstlichen Sommermorgens, der in duftenden Wogen die breiten Laubgänge des schönen Schloßgartens zu Charlottenburg durchströmte, übte ihre heilende Macht auf die beiden Menschen aus, die gestern Abend so bitter gelitten hatten und die jetzt Arm in Arm, wie Genesende den Garten auf- und niedergingen. Aeußerlich war Alles zwischen ihnen wie sonst, aber wenn man ihr Gespräch belauscht und gehört hätte, wie sie nur über gleichgültige Dinge sich unterhielten, dann hätte man bemerkt, daß im Herzen eines jeden von ihnen eine Stelle war, in die der Andere nicht mehr hineinschauen sollte; und solche Flecke im Herzen sind gefährlich; sie wachsen.

„Komm," sagte Kurt nach geraumer Zeit, „nun will ich Dir etwas ganz besonders Schönes zeigen, was

dieser Garten enthält," und er schlug mit ihr den Weg nach dem Mausoleum ein.

„Das ist eine Kapelle, nicht wahr?" fragte sie, als sie an seiner Seite in den feierlich dämmernden Raum eintrat.

„Du kannst es immerhin so nennen," erwiderte er, „es ist das Grabmal unserer Königin Luise; hast Du von der schon einmal etwas gehört?" Sie schüttelte das Haupt. „Nun, siehst Du," erklärte er weiter. „sie wird bei uns zu Lande wie eine Heilige geliebt und verehrt, weil sie so gut war." Er hatte dem Aufseher gewinkt, daß er seiner nicht bedürfte, und jetzt stand er mit ihr vor dem Marmorbilde der ruhenden Königin. Plötzlich fühlte er, wie des Mädchens beide Hände seinen Arm ergriffen; er wandte sich zu ihr und sah sie halbgeöffneten Mundes mit großen Augen auf das Bildwerk niederstarren. Es war der Ausdruck, den er an jenem Abende des Faust in ihren Zügen bemerkt hatte.

„O Du Heiland der Welt," sprach sie wie träumend vor sich hin, „wie sie schön ist! Wie sie schön ist!" Er zeigte ihr die neben der Königin ruhende Gestalt des Königs, die Kandelaber, aber für sie war nichts von all' dem vorhanden. Sie hatte sich von ihm losgemacht und plötzlich sah er, wie sie am Fußende der Gestalt in die Kniee sank.

Er stürzte auf sie zu. „Was thust Du?" rief er halblaut. Sie achtete nicht darauf, ihre Augen hafteten mit starrem Blick an den geschlossenen Augen des schönen marmornen Antlitzes. Von seinen Armen halb gewaltsam emporgezogen, richtete sie sich auf und im

Aufstehen beugte sie sich, bevor er es verhindern konnte, auf die Füße der Königin nieder und drückte ihre Lippen darauf. Dann trat sie tief aufseufzend zurück und ihr Haupt sank auf seine Schulter.

„Glaubst Du, daß sie mir böse ist, weil ich sie berührt hab'?" fragte sie leise.

„Aber Kind —" erwiderte er, und er versuchte sie hinwegzuführen.

„O bitte," sagte sie flehend, „nur einmal noch, nur ein einziges Mal noch!" Und sie versank noch einmal in den Anblick des wunderbaren Werkes. Dann kamen andere Besucher, und nun ließ sie sich von ihm hinausgeleiten.

„Hör'," sagte sie, als sie den Garten wieder betreten hatten, „ich will Dich etwas fragen: Hast Du Acht gegeben, als wir eintraten in die Kapelle, hatte sie die Augen schon geschlossen gehabt?"

„Wie meinst Du denn?" fragte er.

Sie beugte sich dichter zu seinem Ohre:

„Weißt, wie's mir vorgekommen ist? Als hätt' sie die Augen erst zugemacht, als sie mich sah."

Er blieb unwillkürlich stehen und blickte sie groß staunend an. „Hildegard," sagte er, „wie kannst Du auf solche Gedanken kommen?"

„Nun ja, sieh'," fuhr sie fort, „sie ist doch eine heilige Frau — und wenn so Eine vor sie hintritt, wie ich nun Eine bin —"

„Sprich nicht weiter!" fiel er hastig ein, „ich will es nicht haben!" Tief erregt ging er neben ihr. „Ein todtes marmornes Bild —" hub er nach einer stummen Pause an — aber nun hing sie sich fester an seinen Arm.

„Das mußt Du nicht glauben," flüsterte sie, „die Heiligen sind nimmer todt, sie hören Alles, sehen Alles wissen Alles! Und die da drinnen, das ist ja Eure heilige Frau? Nicht wahr?"

„Unsere — heilige Frau?" fragte er ganz betroffen.

„Du hast es ja selbst gesagt, da wir hineingingen zu ihr? Und dann hast Du den Hut abgenommen, als wir drinnen standen."

Er wußte gar nicht mehr, wie er ihrem sonderbaren Gedankengange begegnen sollte. „Ich habe freilich gesagt, daß wir sie wie eine Heilige verehren," nahm er wieder das Wort. Aber sie unterbrach ihn von Neuem:

„Siehst," sagte sie, „daß ich doch recht gehabt habe? Ihr Protestanten, Ihr sprecht ja immer nur, daß Ihr verehrt, derweil wir Anderen beten; aber das kommt ja Alles auf eins heraus; haben thut ihr doch eine heilige Frau, und das habe ich mir bald gedacht, denn wie sollte ein Mensch denn auskommen ohne sie; aber siehst, daß sie so schön ist, Eure heilige Frau, das hätt' ich im Leben nicht gedacht, denn weißt, ich muß Dir's nur sagen, ich find' sie viel schöner als meine Mutter Gottes bei mir zu Haus und hab' sie viel lieber, als die!"

Er war völlig verstummt; ihre Worte erinnerten ihn an jenen Augenblick, da sie, auf seinem Schooße sitzend, das Madonnenbild über ihrem Bett betrachtet hatte — aber wie anders war sie ihm damals erschienen als jetzt. Damals ein süß plauderndes, träumerisches Kind — jetzt ein tief erregtes, fieberhaft redendes Weib. Ein Grausen stieg in ihm auf langsam aber unabweis-

lich, bis an sein Herz, und plötzlich war ihm, als ob eine Stelle in seinem Herzen, die vordem warm gewesen war, kalt würde wie ein abgestorbener Fleck.

Sie waren in die Stadt zurückgekehrt und durch die Straßen dahingehend, blieben sie vor einem Bilderladen stehen. Da fühlte er, wie sie an seinem Arme zuckte, und aufblickend gewahrte er eine photographische Abbildung vom Denkmal der Königin Luise.

„Schenk' mir das!" flüsterte sie, „o bitte, schenk, mir das!"

Es war das erste Mal, daß sie ihn bat, ihr etwas zu schenken, und das, worauf ihre erste Bitte sich bezog, war nicht Geld, kaum Geldeswerth.

Einen Augenblick später war das Bild in ihren Händen, und die Augen unablässig darauf gerichtet, ließ sie sich von Kurt Steigendorf nach Haus begleiten.

In ihrer Wohnung angelangt, stellte sie das Bild auf den Tisch, indem sie es an das Glas anlehnte, in welchem sich auch heute frische Rosen befanden, dann setzte sie sich auf das Sopha davor, und die Hände faltend versank sie im Anschauen desselben. Er stand mitten im Zimmer und sah ihr schweigend zu.

„Fesselt das Bild Dich denn gar so sehr?" fragte er endlich. Da erhob sie sich, trat auf ihn zu und legte beide Hände auf seine Schulter.

„Siehst," sagte sie, „wenn ich nun weit, weit fort sein werde, so weit, daß wir nimmer mehr zu einander kommen können, dann werd' ich das Bild anschauen und werde beten zu der heiligen Frau und werde denken, daß auchDu zu ihr betest und dann wird doch Eins noch auf der Welt sein, worin unsere Gedanken sich begegnen."

Ihre Stimme hatte einen wunderbar tiefen, feierlichen Klang und es war ihm zu Muthe, als müßte er in die Kniee sinken, als stünde das Heiligthum vor ihm, vor welchem des Mannes Seele sich schauernd beugt, das Heiligthum der hingebenden weiblichen Liebe.

„Willst Du denn wirklich fort?" fragte er zögernd.

„Es ist ja wohl am besten so," gab sie tonlos zur Antwort, „meinst Du nicht auch?"

Sie hatte bei dieser letzten Frage das Haupt an seine Brust gelegt, als wollte sie erlauschen, was sein Herz darauf antworten würde. — Er schwieg.

Ahnte er nicht, was dieser Augenblick für ihre Leibes- und Seelenseligkeit bedeutete? Er schwieg.

Da ließ sie die Hände von seinen Schultern gleiten, senkte das Haupt und trat zur Seite.

„Ich werde morgen noch einmal wiederkommen und Dir eine andere, schönere Abbildung Deiner heiligen Frau mitbringen," sagte er, „wird es Dir Freude machen?"

Schweigend, ohne ihn anzusehen, nickte sie „Ja".

„Und dann," fuhr er fort, und die Kehle schnürte sich ihm zusammen, so daß er es nur ganz leise hervorbrachte, „dann — wenn Du nun einmal reisen willst — wirst Du Reisegeld brauchen — nicht wahr — ich darf Dir welches mitbringen?"

Sie gab keinen Laut von sich, eine dunkle Röthe wogte in ihrem Gesichte auf, und auch ihm färbte sich das Antlitz mit Gluth. Er trat auf sie zu.

„Bist Du mir böse?" fragte er; sie schüttelte schweigend das Haupt. Er schloß sie in die Arme — sie leistete keinen Widerstand — er küßte sie — sie

ließ es geschehen — und als er ihre Hand ergriff, lag dieselbe wie ein welkes Blatt in seiner Hand.

Die Seele von namenlosem Jammer zerrissen, ging er davon.

„Und doch muß es so sein," sagte er zu sich selbst, „doch ist es das einzig Mögliche, daß sie fortgeht von hier, denn ein Ende muß die Sache nehmen!" Und doch fühlte er gerade in diesem schrecklichen Augenblick, daß Ströme des Mitleids, mit denen man ein Herz begießt, in welchem die Liebe gestorben ist, nicht mehr im Stande sind, auch nur ein Blättchen der Wunderblume hervorzutreiben, die sich freiwillig erschließen muß, um Himmel und Erde mit ihrem Dufte zu erfüllen.

Am andern Tage brachte er ihr das in Elfenbeinmasse ausgeführte Bildwerk der Königin Luise. Als er das kleine und in seiner Kleinheit dennoch wunderbar liebliche Kunstwerk auf den Tisch ihres Zimmers stellte, schob er ein verschlossenes Couvert unter das Postament desselben.

Wieder wie gestern saß sie lange, lange Zeit schweigend davor, dann legte sie sich auf das Sopha, streckte die Glieder und schloß die Augen. Sie hatte die Arme über der Brust gekreuzt, die Füße über einander gelegt — er sah, daß sie die Gestalt der Königin in der Haltung ihres Leibes nachahmte.

Mit keinem Laut unterbrach er ihr seltsames Thun; endlich, nach langer stummer Pause beugte er sich zu ihr nieder.

„Was machst Du, liebes Kind?" fragte er.

Sie that die Augen nicht auf.

„Wenn ich einmal gestorben sein werde,“ sagte sie, und die Lippen waren das Einzige, was an ihr sich regte, „dann wollt' ich, daß sie mich so in das Grab legten.“

Er drückte sein Gesicht auf ihre Brust.

„Sprich nicht so,“ sagte er schluchzend, „wenn Du mich nicht elend machen willst für Zeit und Ewigkeit.“

„Und doch wär' es weit am besten so,“ erwiderte sie.

„Hildegard,“ sagte er leise und inbrünstig, „thu' die Augen auf, ich bitte Dich.“

Sie that, wie er gebeten hatte, aber ihr Blick ging an ihm vorbei, hinauf in den leeren öden Raum.

Von einer tiefen plötzlichen Angst erfaßt, ergriff er ihre Hände.

„Versprich mir, daß Du mir schreiben willst,“ sagte er. Sie erwiderte nichts. Er warf sich vor dem Sopha auf die Kniee.

„Versprich mir, daß Du mir schreiben willst,“ sagte er noch einmal, „wenn Du jemals in Noth bist, wenn Du je eines Menschen bedarfst, und Keinen findest, der Dir hilft!“

Da wandte sie sich zu ihm, und in ihren Augen war ein Leuchten gleich dem der Sonne, die nach einem dufterfüllten Frühlingstage niedergeht.

„Ja,“ sprach sie, „Du guter Mann, Du theurer Mann, ich will Dir schreiben.“

„Schwör' es mir,“ rief er, „schwör' es mir, hier, bei Deiner und meiner heiligen Frau!“

Er rückte ihr das Bildwerk näher und sie legte die Hand darauf.

„Ich gelobe es Dir,“ sagte sie ernst und feierlich.

Auf dem Couvert, welches unter dem verschobenen Postamente des Bildwerks hervorblickte, schrieb er ihr seinen Namen und seine Adresse auf, dann erhob er sich.

Und das war die Stunde, in welcher Beide von einander gingen. —

Wenn es je einen Menschen gegeben hatte, für den sich die Qual der Arbeit in Labsal verwandelte, so war es Kurt Steigendorf.

An dem Tage, als er, zum letzten Male von Hildegard's Wohnung heimkehrend, sein Zimmer betrat, verschwand er für die Welt; wie in ein Bergwerk stieg er in seine Arbeit hinunter, und tief darin vergraben, bemerkte er kaum den Wandel der Jahreszeit, die vom Sommer zum Herbst und vom Herbste zum Winter weiterging.

Was für Andere die Hauptsache bei solcher Arbeit ist, Aneignung von Kenntnissen, erlangte er so gewissermaßen nebenbei, und was für ihn die Hauptsache war, erreichte er gleichfalls: Vergessen.

Anfänglich unablässig, dann in größeren und immer größeren Pausen gingen seine Gedanken zu ihr zurück, und endlich kam der Zeitpunkt, da ihr Bild in seiner Seele zu erblassen anfing.

Sie war ja nun längst in ihrer Heimath, weit, weit fort von Berlin, und das dumpfe, mechanische Gesetz der räumlichen Entfernung übte seine einschläfernde Macht auf sein Gemüth.

Im Anfange hatte er es vermieden, durch die Kronenstraße, bei ihrer einstigen Wohnung vorüberzugehen, jetzt, als es Winter geworden war, fühlte er kein Widerstreben mehr. Es war ein dämmernder Nach-

mittag, als ihn sein Weg dort entlang führte, und unwillkürlich hob er die Augen zu den einst so wohlbekannten Fenstern empor. „Wer wohl jetzt dort oben wohnen mag?“ fragte er sich in Gedanken; es hatte ihm geschienen, als stände Jemand hinter den Scheiben des Fensters. — Wenn er geahnt hätte, wer es war!

Hildegard war nicht aus Berlin gegangen.

Im ersten Augenblicke des bitterlichen Wehs hatte sie wirklich fort gewollt; dann hatte sie es gesagt, um ihn, für den sie sich nur noch als Last empfand, von sich zu befreien, und als die Thür zum letzten Mal sich hinter ihm schloß, hatte sie gewußt, daß sie nicht fort konnte.

War es nur das Gefühl, daß sie die Stadt nicht verlassen konnte, in der er wohnte? Vielleicht; aber es kam noch etwas hinzu, eine öde, todte Gleichgültigkeit an Allem, eine dumpfe Unfähigkeit, sich zu etwas zu entschließen. „Wozu nach der Heimath reisen, wo Niemand ihrer wartete, wo man sie nur verlachen würde?“ Aus dumpfem Schlafe hatte sie sich am andern Morgen erhoben, und ohne sich anzukleiden, den ganzen Tag brütend in ihrem Zimmer gesessen. Am nächsten Tage kam ein Brief aus dem Putzmachergeschäfte, in dem ihr mitgetheilt wurde, daß sie nicht wiederzukommen brauchte — gleichgültig warf sie die Kündigung bei Seite — „wozu denn auch noch Geld verdienen?“ Und so bei Allem, Allem kam es immer wieder, das schreckliche, leere: „Wozu denn noch? wozu?“

Als sie kein Geld mehr hatte und Hunger empfand, griff sie zum ersten Male nach dem Couvert das er auf ihren Tisch gelegt hatte, und als sie es öffnete,

fand sie eine Summe darin, wie sie sie noch nie in Händen gehabt hatte. Da zog sie sich an, um Mittag essen zu gehen. Unterwegs begegnete ihr ein Mädchen, das sie von früher her kannte, eine ehemalige Kollegin, der sie aus dem Wege gegangen war, weil sie wußte, daß sie lüderlich geworden war; heute redete sie dieselbe an.

„Willst mit mir essen gehen?" fragte sie.

„Hast Du denn Geld?" fragte die Andere.

„Muß doch wohl," gab sie trocken zur Antwort, und darauf ließ sie sich von ihrer Begleiterin in eine Restauration führen und aß mit ihr und trank mit ihr Champagner. So ging das fort, Wochen lang, bis in den Winter; an die eine Begleiterin hingen sich andere, die von ihrem Gelde mitaßen und tranken, und obschon sie recht wohl merkte, wie sie hinter ihrem Rücken sich über sie lustig machten, kümmerte sie sich nicht darum — „wozu denn auch?"

Nur eins bewahrte sie, eine Gewohnheit: Jeden Nachmittag bei gutem Wetter und bösem ging sie die Straße entlang, an dem Hause vorbei, wo er wohnte; dann blickte sie zu seinen Fenstern empor, und immer sah sie das Licht seiner Lampe und immer, immer und immer saß er und arbeitete und niemals, niemals ahnte er, wer in Nacht und Dunkel unter ihm vorbeiging und mit sterbender Seele zu ihm hinaufschaute.

Als der Winter zu Ende ging, machte Kurt von Steigendorf sein Examen; dasselbe fiel glänzend aus. Und als er aus dem Examinationsgebäude heraustrat und Freunde und Kollegen ihm gratulirend die Hand drückten, da war in seinem Herzen kein Raum für

etwas Anderes, als für Glück und Stolz und strömende Lebensfreude.

Bei dem Justizrath, dem er Bericht über seinen Erfolg brachte, fand er Herrn Großberger, und lächelnd willigte er ein, als dieser ihn sofort in seinem Wagen nach Hause zum Essen mitnahm.

Daß Fräulein Clara so herzlichen Antheil an seinem Glücke nehmen würde, das hätte er kaum erwartet, und daß sie im Hauskleide so hübsch aussehen könnte, hätte er nicht gedacht — acht Tage darauf las Hildegard in der Zeitung, daß Herr Assessor Kurt von Steigendorf und Fräulein Clara Großberger sich verlobt hatten.

Seit dem Tage ging sie nicht mehr an seiner Wohnung vorbei.

Einige Zeit darauf, als die jungen Brautleute Arm in Arm die Leipzigerstraße entlang schritten, sah Kurt eine weibliche Gestalt vor ihnen hergehen und um die Ecke der Mauerstraße biegen — „und wenn er nicht gewußt hätte, daß sie weit fort, in ihrer Heimath war, so hätte er doch wirklich glauben können —“ und Schnipp, der vor ihnen herlief, schien etwas Aehnliches zu denken; er nahm die Fährte auf und bog im Galopp in die Mauerstraße ein — und jetzt sah Kurt, wie der Hund an dem Weibe emporsprang — „und das Gesicht — aber nein — das — das war doch nicht Hildegard's Gesicht?“

Er wußte freilich nicht, was unterdessen ihr begegnet war und was dieses Gesicht so furchtbar verwandelt hatte, daß er die einst so holden Züge nicht wieder erkannte.

Die Polizei war in Folge ihres Verkehrs mit den Dirnen auf sie aufmerksam geworden; man wußte, daß sie keinen Erwerb durch Arbeit hatte, sie sollte sich über die Quellen ausweisen, aus denen ihre Einnahmen flossen, und da sie nicht sagen wollte, wer es war, von dem sie das Geld empfangen hatte, so wurde sie wie eine Dirne behandelt und unter Aufsicht gestellt. Man schickte ihr eine gedruckte Verfügung in das Haus, in welcher ihr vorgeschrieben war, was sie zu thun und zu lassen hätte, und in diesem, im Tone mittelalterlicher Brutalität gehaltenen Schriftstück war eine Stelle, in der ihr verboten wurde, eine Wohnung zu nehmen, die in der Nähe einer Kirche belegen sei. — In der Nacht, welche dem Empfange dieser Verfügung folgte, hatte sie einen bösen, schrecklichen Traum: Sie stand mit Kurt Steigendorf im Mausoleum draußen, vor dem Bilde der heiligen Frau.

Es war eine tiefe, beängstigende Stille um sie her, und plötzlich öffnete die heilige Frau die Augen und sah sie mit einem furchtbaren, vernichtenden Blicke an. Da that sie einen lauten, gräßlichen Schrei und fuhr auf und merkte, daß sie im Traume wirklich geschrieen hatte. Sie sprang aus dem Bette, mit zitternden Gliedern, und stürzte auf das Sopha, mit zerrauftem Haare, und die Thränen, die sie ein langes halbes Jahr hindurch lautlos hinuntergewürgt hatte in ihr stummes Herz, brachen hervor in der Nacht, alle, alle, alle, wie ein Meer des unermeßlichen Jammers, in welchem Glaube, Hoffnung, Leben und ewige Seligkeit ertranken.

Einige Tage später fand eine Matinée bei Herrn Großberger statt; mehrere der ersten Musikkräfte Berlins

hatten zugesagt. Kurt Steigendorf durfte selbstredend nicht fehlen. Als er sich ziemlich spät am Morgen erhoben hatte, denn er genoß die Ruhe nach den Anstrengungen des Examens, fand er auf seinem Tische einen Brief von unbekannter und unbeholfener Hand, in zerknittertem schlechten Couvert — offenbar ein Bettelbrief. „Hat Zeit —" sagte er und legte ihn bei Seite.

Er durchflog die Morgenzeitung — unter dem Lokaltheile stand eine längere Geschichte, er fing gleichgültig an, sie zu lesen; es war eine sonderbare Geschichte:

„Am gestrigen Tage — hieß es — ereignete sich im Schloßgarten zu Charlottenburg ein eigenthümlicher Vorfall; im Mausoleum daselbst erschien ungefähr zur Mittagsstunde eine Unbekannte, welche das Bildwerk der Königin Luise zu sehen verlangte. Der Aufseher, dem ihr verstörtes Wesen auffiel, behielt sie im Auge und bemerkte, wie sich dieselbe plötzlich am Fußende der Statue niederwarf, die Füße derselben umklammerte und in ein lautes Weinen ausbrach. Als er hinzutrat, raffte sie sich auf und verließ eilend das Mausoleum, indem sie die Richtung nach der Spree einschlug."

Die Zeitung erbebte in des Lesenden Hand —

Mechanisch sah er nach der Uhr; es war höchste Zeit, zur Matinée aufzubrechen. Halb unwillkürlich raffte er Zeitung und Brief in seine Tasche und verließ das Haus. In der Droschke zog er das Blatt hervor; unter Rubrik „Polizeibericht" stand eine weitere Notiz:

„In der Spree bei Charlottenburg wurde gestern der Leichnam einer unbekannten, etwa zwanzig Jahr

alten weiblichen Person gefunden; offenbar liegt Selbstmord vor."

Kurt Steigendorf fuhr mit einer krampfhaften Bewegung nach dem Herzen — da fühlte er den Brief — er riß ihn auf und las:

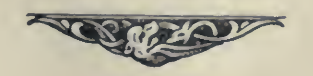
„Dein Weib kann ich nicht werden,
Dein Lieb nicht länger sein,
So will ich auf der Erden
Nun auch nicht länger sein.

Fahr' wohl, Du mein Herzliebster,
Den ich zu sehr geliebt,
Dich küßt, die Dir in Thränen
Den letzten Abschied giebt.

Hildegard."

Große runde Flecke, wie von Thränen herrührend, bedeckten das Papier und löschten stellenweise die Tinte aus: in der Ecke unten stand noch etwas: „Grüße den Schnipp von H. H."

Kurt Steigendorf sank in die Kissen des Wagens zurück — er riß das Fenster auf — „Halt!" schrie er dem Kutscher zu, „halt!" Und wenn er nicht gerufen hätte, würde ihm die Brust gesprungen sein; er stieg aus — es war gerade an der Ecke der Kronenstraße — er wollte zu Fuße gehen — wohin? — zur Matinée — zu Großberger — in die Welt — in den Reichthum — in die Wüste.



G. Pätz'sche Buchdr. (Lippert & Co.), Naumburg a/S.







